

Die

Familie Eisenberg

oder

die Gräuel des Krieges.

Von

Ludwig v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Ruffischen Verlagschandlung.

1 8 1 5.



Ex

Biblioth. Regia

Berolinensi.

Den
edeln Vorsteherinnen
des
Frauenvereins zu Königsberg
in Preußen
die das Unglück und die Leiden
der
Frauen und Kinder, Wittwen und Waisen
unsrer Krieger
zu mildern suchen.

widmet
diese Schrift
aus wahrer Hochachtung

der Verfasser.



Da mein Geist, ungeachtet der gebrechlichen morschen Hülle, die ihn umgibt, sich immer nach Thätigkeit sehnt, die Zeitumstände aber so höchst nachtheilig auf mich gewirkt haben, daß ich von meinem, Grundeigenthümern anvertrauten, Vermögen seit einigen Jahren keine Zinsen bekomme und nicht weiß, wie viel, oder vielmehr, wie wenig ich von dem Kapitale selbst rette, so hat sich in Hinsicht meiner Umgebungen, meiner Verhältnisse, meiner Beschäftigungen, meines körperlichen Zustandes Manches verändert. Vormalß hatte ich in der Regel zwei Studirende zu meinen Gehülfen, die sich in verschiedenen Stunden ab-

wechselten, selbst für die Wissenschaften und
 die Sprachen, welche ich erlieb, Neigung
 hatten, und dadurch mein Feuer ansachten;
 indeß ich mit ihrer Hülfe ununterbrochen
 studirte und schrieb. Jetzt habe ich einen
 einzigen jungen Mann, der sich vielleicht in
 der Folge dem Studiren widmen wird, zum
 Gehülfen. Dieser muß auch eine Leihbli-
 othek, welche ich um dem Druck der Ge-
 genwart zu entgehen anlegte, verwalten und
 so oft ein Leser nach Büchern kommt, wird
 meine Lektüre oder schriftstellerische Arbeit
 unterbrochen. Auch haben Gram und Sorg-
 ge so lebhaft auf meinen Geist gewirkt,
 daß ich nicht mehr, wie vormalß, zehn oder
 zwölf Stunden täglich mit Anstrengung stu-
 diren kann. Daher, um das ewige Dun-
 kel, welches vor meinen Augen, größtent-
 theils auch jetzt vor meiner Seele schwebt,
 zu vergessen und zugleich auch meinen Durst
 nach Thätigkeit zu stillen, bin ich darauf
 verfallen, mich mit Gegenständen der Phans-
 tasie zu beschäftigen, die, da ungeachtet

meiner Jahre mein Geist noch nicht gealtert ist, ihre ganze Kraft hat, besonders da die Phantasie eines jeden Blinden, wenn sie einmal eine bestimmte Richtung erhalten hat, nicht leicht zu unterbrechen ist. Dieses hat mich seit einiger Zeit auf den Gedanken gebracht, Romane zu schreiben, bei welchen aber auch meine Neigung zur Geschichte noch immer einigen Antheil hat; denn ich lege gewöhnlich eine wahre Begebenheit zum Grunde. Daher hat der Recensent des zweiten Theils der Nachtwalden in der Zeitung für die elegante Welt gar nicht unrecht, wenn er sagt: daß einige dieser Erzählungen den Familiengewälben ähnlich sind; denn es liegt bei diesen, so wie auch bei denjenigen, von welchen er sagt, daß sie ans Poetische gränzen, eine wahre Begebenheit zum Grunde, die ich jederzeit so bearbeitete, daß darin Warnungen, Tröstungen, Beruhigungen für den Leser, sobald er darauf merken will, enthalten sind. Auch im gegenwärtigen Romane sind, mir

bekannte Charaktere und Begebenheiten zu einem Ganzen geordnet, wobei aber auch meine Phantasie nicht unthätig war, so daß darin mehr Dichtung als Wahrheit enthalten ist. Edle und erhabne Gesinnungen, Vertrauen auf die Vorsehung, ruhige Ergebung und große Hoffnungen jenseit des Grabes zu erwecken, und hierdurch selbst der Reminiscenz eine wohlthätige Abgung zu geben, mich zugleich in meinen Erholungen nicht zwecklos sondern nützlich zu beschäftigen, war mein Wunsch und es würde mir eine herzlichste Freude machen, ihn nicht ganz verfehlt zu haben.

Königsberg in Preußen,
im May 1814.

P. v. Bagzko.

Die
Familie Eisenberg
oder
die Gräucl des Krieges.





Um nicht seine Güter der Verwüstung preis zu geben, hatte der Obrist von Eisenberg sich lieber allem Ungemach zu unterwerfen beschloffen, das während jenes schrecklichen Krieges, den der Friede zu Tilse beendigte, und während dessen bald Russen, bald Franzosen die Gegend von Eylau behaupteten, unvermeidlich war. Er, ein Greis, aber noch nicht kraftlos hingeworfte, hatte unter Friedrichs Waffen ehrenvoll gekämpft, und nach dem Tode des großen Königs seine Entlassung genommen. Er hatte bei einem rauhen Aeußern ein sanftes gefühlvolles Herz, und jenes hohe Ehrgefühl, welches im Zeitalter Friedrichs bei Preußens Kriegern so allgemein war; und nach dem Beispiele seines großen Königs hegte er für die französische Sprache, und hierdurch selbst für die französische Nation die höchste Vorliebe. Der seit Richelieu eingeführte

te ministerielle Despotismus, jene Eroberungslust aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., die Maitressenregierung einer Pompadour und Varry, Frankreichs schreckliche Finanzzerrüttungen, und die drückende Last der Abgaben, die Anmaßungen der Großen, die Sittenlosigkeit, die Ausschweifungen der höhern Geistlichkeit, das allgemeine Verderben, und jenes Streben nach sinnlichem Genuß als dem höchsten Glück des Menschen, das sich, verbunden mit der Sucht zu glänzen, von den höhern Ständen auf die niedern verbreitet hatte, und die Herzlosigkeit, die mit der empörendsten Selbstsucht verbunden, trotz der erborgten glänzenden Außenseite doch so allgemein ins Auge sprang — alles dies war seinem Blicke nicht entgangen. Aber belehrt durch Helvetius, daß in einem monarchischen Staate alles Gute und Böse von oben herab auf die Nation komme, hatte er alle Schuld nur auf den König und den Hof geschoben. Jetzt entsprang die französische Revolution, und hoch schlug sein Herz in freudiger Begeisterung: denn er hoffte, bei einem Volke, das Montesquieu über den Geist der Gesetzgebung, Rousseau über den bürgerlichen Con-



tract belehrt habe, und bei dem überall die Philosophie für's gemeine Leben im gefälligsten Gewande Eingang gefunden hatte, würden jetzt auch alle Kesseln zertrümmert werden, womit Vorurtheil und Aberglauben das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden umgeben hatten. Daher für die Revolution begeistert und durch das Treiben der ausgewanderten Franzosen überzeugt, daß Preußen früh oder spät am Bunde gegen Frankreich Theil nehmen würde, nahm er, um nicht gegen seine Ueberzeugungen kämpfen zu dürfen, seine Entlassung. Jene Sucht zu glänzen, die leider von Berlin aus unter dem preussischen Militair Eingang gefunden hatte, war auch seinen Vermögensumständen nachtheilig geworden, und jene Schulden, womit er in frühern Jahren seine großen Güter belastet hatte, waren bei weitem nicht getilgt. Doch galt er bei dem gestiegenen Werth der Grundstücke, bei der nach Errichtung des landschaftlichen Creditwesens in Preußen allgemein bewirkten Selbstauschung der ländlichen Grundeigenthümer, bei dem hohen Ertrage und weiten Umfange seiner Güter für einen wohlhabenden, selbst reichen Mann; war durch das

allgemeine Urtheil sich selbst allmählich dafür halten gewöhnt, lebte daher mit einem gewissen Aufwande, den er, so wie seinen Hang zur Wohlthätigkeit bei seinen damaligen Einkünften zu bestreiten, freilich aber, ohne seine Schulden zu vermindern, im Stande war. Es that seinem Herzen wohl, überall glückliche und wohlhabende Menschen um sich zu sehen; daher erhöhte er keine Abgaben, und brachte lieber seinen Gutseinsassen selbst ein Opfer, als daß er seinen Nutzen durch ihren Druck oder nur durch einiges, welches ihnen beschwerlich oder als Nourung unangenehm war, nur im Geringsten erhöht hätte. Gewöhnt unter den Augen des großen Königs zu leben, der einen gewissen Hang zum Bauen und zur Verschönerung der Gegend, die ihn umgab, so thätig bewiesen hatte, war dieses auch auf ihn übergegangen, und hierdurch gehörte sein Gut zu den schönsten und reizendsten Besitzungen im Lande. Hier lebte er, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten, von seinen Untertanen beinahe angebetet, mit sich und dem Schicksale zufrieden, im Genuß des höchsten reinsten Glücks, an der Seite einer

edlen vortrefflichen Gattin, die mit der höchsten Zärtlichkeit an ihm hing; und oft sagte er seinen Freunden mit herzlichster Rührung, daß er ein glücklicher Mann wäre.

Der Gedanke, daß Unglück den Menschen bessere, ist zwar allgemein, und es bleibt gegründet, daß den, der beständig im sinnlichen Genuße durchs Leben taumelt, ein Unglück, ein Leiden, das ihn schnell ergreift, zum Einkehren in sich selbst veranlassen kann. Aber wer unter der eisernen Hand des Schicksals unaufhörlich zu Boden gedrückt sein Leben in Unmuth und Jammer hinbrachte, bei dem werden zuletzt die Flügel des Geistes zum höhern Aufschwunge gelähmt. Mit der ängstlichen drückenden Sorge füllte die Bedürfnisse des Tages für sich und die Seinen beschäftigt, füllte nur die Gegenwart sein ganzes Herz, das ängstlich zusammengepreßt weder an das, was über den Sternen ist, mit Freudigkeit zu denken, noch am Schicksale des Nächsten innig Theil zu nehmen, viel weniger dafür zu wirken vermag. Wenn hingegen der gute Mensch sein Schicksal mit dem seiner Nebenmenschen vergleicht, und im

Genuß eines Glückes, das er doch nicht in einem höhern Grade als sie verdient, sich so zufrieden, so herzlich fühlt, o dann erwacht auch oft in der Seele des Guten der Gedanke an das ewige unsichtbare Wesen, dessen Vaterhuld ihm dieses Glück, diese Lebensfreude zuthellte. Der Wunsch ihm zu danken, seiner Huld nicht unwürdig zu seyn, macht, daß sein Herz für das Schicksal des Nächsten hohe Theilnahme hegt; dies spornt ihn also dann zu mancher schönen und edlen That, und so war es auch bei unserm Obersten der Fall.

Mariane, seine edle Gattinn, die er am Schlusse des siebenjährigen Krieges kennen lernte, war damals in einer Anstalt der Brüdergemeine erzogen, wohin ihre Verwandten das arme verwaisete Fräulein von Elbthal gegeben hatten. Sie hatte seit ihren frühesten Lebentagen nicht gewußt, was Glück, wohl aber, was innerer Frieden ist, den nur Vertrauen auf Gott und den Lohn der Tugend jenseit des Grabes dem Sterblichen erwirbt. Die kleine Besizung ihrer Eltern, nahe an der böhmischen Grenze, hatte durch Freunde und Feinde gelitten. Der



Vater war nach einem langen Krankenlager
 sanft und ruhig dahingeshieden; die Mutter
 hatte nach Befriedigung der Gläubiger nur
 wenig übrig behalten, sich in einer Brüdern-
 gemeine niedergelassen, wo, als sie im Jahr
 1762 starb, ihre Tochter blieb. Der Lieu-
 tenant von Eisenberg kam zufällig in die Ge-
 gend von Gnadenfrey zu stehen, und Neun-
 gier trieb ihn und einige seiner Kameraden,
 die Einrichtung einer Brüdergemeine näher
 kennen zu lernen. Es war gerade die Zeit
 der Veststunde, und sie traten, als diese be-
 gann, in die Kirche. Der sanfte Gesang,
 der einfache herzlichste Vortrag erzeugte schon
 eine gute Stimmung. Sie wurden hierauf
 durch die Gedulde geführt, und zuletzt auf
 den Kirchhof. Dieser, ein schöner geräumig-
 ger Platz, war mit Bäumen besetzt, hin und
 wieder stand ein Rosenstock, ein Klee- oder
 Jasmin bei dem einfachen Denkmal. Auch
 waren einige Lauben längs der Mauer ange-
 bracht und weil es gerade ein Sonntag war,
 so befand sich ein großer Theil der Gemeine,
 welcher diesen Kirchhof zugleich als Spazier-
 gang benutzte, dort versammelt. Die Offi-
 ziere, die in Begleitung zweier Vorreher

auf den Kirchhof traten, wurden überall freundlich bewillkommt. Sie sahen in einer Laube einen Greis, um den Einige, die auf seine Erzählung horchten, versammelt standen, näherten sich, und wurden bemerkt. Ein junges Mädchen reichte dem Greise seine Krücke, half ihm vom Sessel auf. Die Offiziere sahen nun, daß er das Kreuz des Verdienstordens trug, und das graue Haar, die sanften seelenvollen Züge des Mannes fesselten ihre ganze Aufmerksamkeit. Es war der Hauptmann Seeborn. Bei Sorre hatte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein genommen: der König ertheilte dem verdienstvollen Manne den Orden und ein Jahrgeld. Seeborn aber, unverheirathet und ohne nahe Verwandte hatte sich hier niedergelassen und allgemeine Liebe und Achtung erworben. Wenn er des Sonntags bei schöner Witterung auf den Kirchhof kam, von seinen Schicksalen, den Kriegen und Thaten der Preußen erzählte, dann versammelte sich Alles um ihn her, und horchte gern und aufmerksam auf die Erzählung des freundlichen und geachteten Greises, mit dem Mariane durch ihre verstorbene Mutter verwandt, und der auch ihr

Vormund war. Sie wollte sich bei Annäherung der Offiziere entfernen; da aber der Alte seine Krücke bei Seite gelegt hatte und sie von ihr forderte; so wurde sie hiedurch aufgehalten und blieb nun unbefangen neben ihm stehen. Ihre seltene Schönheit, ihr sanftes, einfaches und doch zugleich offenes und anmuthiges Betragen, machte auf Eisenberg einen lebhaften Eindruck. Alle baten den Preis, sich zu sehen. Eine Harfe stand neben ihm angelehnt, und auf Eisenbergs Frage, sagte Mariane, daß es die ihrige sey. Seine Bitte, sich hören zu lassen, wurde bescheiden abgelehnt; allein der alte Soeborn, der sich wieder unter Kriegern so verjüngt fühlte und sich auf das liebe Mädchen — wer hätte ihm nicht die kleine Schwäche verziehen? — etwas zu Gute that, äußerte selbst bei Eisenbergs wiederholter Bitte, daß sie immerhin das Lied, welches sie heute hören lassen, noch einmal singen könnte. Sie blickte, doch ohne Schüchternheit, nach einer alten Frau, welche in ihrer Nähe war, als ob sie aus ihrem Blicke sich Rathß erholen wollte, griff, als ihr dieser nicht verneinend schien, indem eine sanfte Röthe ihre Wange umzog, nach

der Harfe, und stimmte jenen bekannten Gesang aus dem Tode Abels an:

Fließt unaufhaltsam hin ihr Zähren,
Fließt fort in meinen Jammerton.

Alles horchte hoch auf. Eisenberg fühlte sich innigst bewegt, es war ihm, als ob er bei den Worten „wo ist dein treuer Jüngling hin“ der reinen schuldlosen Seele zu Füßen sinken und ihr seine Gefühle gestehen sollte. Noch hatte er nie gefühlt, was Liebe ist, jetzt fühlte er sich von ihr, aber auch von einem so reinen innigen Feuer durchdrungen, das mit hoher Achtung verknüpft war. Mit Mühe konnte er diesen Ort verlassen; er bat sich die Erlaubniß an, den Hauptmann besuchen zu dürfen, und erhielt sie gewährt. Aber er konnte nur ein einziges Mal davon Gebrauch machen, denn das Regiment bekam bald den Befehl zum Aufbruch; und selbst bei diesem Besuche hatte er nicht die Gelegenheit, Marianne zu sehen, die er wenigstens in der Kirche zu erblicken gehofft hatte, die aber damals gerade am Sterbebette einer kranken Freundin war, und selbst diese Nachricht brachte in ihm eine neue eigenthümliche

Stimmung hervor. Nur dieses Mädchen, saate er zu sich selbst, als er gedankenvoll in sein Quartier zurückkehrte, oder kein andere, wird dein Weib.

Endlich wurde der Friede zu Hubertsburg geschlossen, und Rittmeister von Eisenberg kehrte in seine Garnison nach Berlin zurück. Es hatte sich bei vielen Regimentern ein rauher Ton und eine gewisse Wildheit aus dem Kriege erhalten, von beiden war der feurige Eisenberg nicht ganz frei. Aber der schöne Mann mit der Gestalt eines jugendlichen Hercules, und zugleich der Aufwand, den er machte, so wie auch ein gewisser Anstrich von wissenschaftlicher Bildung machten, daß er überall willkommen war, und von dem jungen Freiherrn von Günsburg, der mit ihm bei einer Escadron stand, wurde er auch bei dessen Eltern eingeführt. Der Vater dieses, Besitzer großer Güter, brachte gewöhnlich den Winter in Berlin hin, wo er mit vielem Aufwande lebte und Baronesse Ulrike galt für eine der ersten Schönheiten. Sie hatte in der That einen vorzüglichen Wuchs, frische Farbe, ein feuriges Auge, sang mit Ausdruck und war eine vorzügliche

Tänzerinn. Ihre Unterhaltung war lebhaft, nicht ohne Witz, und Eisenberg wurde bald von ihr ausgezeichnet. Zwar Marianens Bild füllte anfänglich seine ganze Seele; aber er hatte sie nur einmal gesehen, und so erblickten allmählich die Farben, womit seine Phantasie dies reizende Geschöpf schilderte. Liebe war ihm, seitdem er Marianen sah, Bedürfniß geworden; ihm gegenüber stand die reizende Ulrike — war es ein Wunder, daß die Phantasie des feurigen jungen Mannes ihm hier einen Quersirich spielte, und jene Empfindungen für Marianen bald mit denjenigen verschmolz, die er nun für Ulriken zu hegen anfing? Sie war 18 Jahre alt, und bei ihrer Mutter, der Gedanke, einen der vielen Liebhaber in einen Freier zu verwandeln, doch endlich rege geworden; als sich in der That ein Freier meldete, der aber nicht ganz nach ihrem Sinne war; denn sie hatte bisher immer Anträge von Eisenberg erwartet. Dieser schöne, blühende, der allgemeinen Meinung zufolge äußerst reiche Mann, der so zuvorkommend jedes Vergnügen so höchst geschmackvoll anzuordnen wußte, schien ihr vor allen Andern den Vorzug zu

verblenden', und hatte auch wohl der aufmerksamen Mutter manche kleine Veranlassung gegeben, ihn für den leidenschaftlichen Verehrer ihrer Tochter zu halten. Allein schon näherte sich der Frühling und mit ihm die Rückkehr auf die Güter, ohne daß Eisenberg sich erklärt hatte. Die Baronin schien seit einigen Tagen zerstreut und nachdenkend. Eisenberg hatte dies oberflächlich bemerkt. Einst aber, da er einen Besuch abstattete, der Baron eines Geschäfts wegen abgerufen wurde, und er sich mit dessen Gemahlinn allein im Zimmer befand, fiel ihm dieses besonders auf. Theilnehmend äußerte er sich hierüber.

O! sagte die Baronin, Sie sind der Freund meines Hauses, warum sollte ich es Ihnen verheimlichen, der junge reiche Graf Baldagna, der sich hier im Gefolge des spanischen Gesandten befindet, bewirbt sich um die Hand meiner Tochter. Ich weiß bestimmt, daß sie ihn nicht liebt, aber die Reise, die Verpflanzung in eine ganz neue Welt, hat so viel Anziehendes, so viel Romantisches, daß Ulrike die Sache nicht ganz von sich weist, und sie können hierbei meine Bekümmerniß leicht ermessen.

Das Gespräch wurde abgebrochen, aber der Gedanke, die Möglichkeit, Ulrike auf ewig zu verlieren, machte, daß Eisenberg inniger an sie gezogen wurde. Zwar wollte Marianens Bild wieder hervortreten, aber es stand so weit in blauer Ferne, und Ulrike war gegenwärtig. Doch hatte Mariane das Schicksal durchs Leben zu wachen, einmal reg gemacht. Allein, konnte Eisenberg wohl jetzt ernstlich daran denken, das arme in der Brüdergemeinde so einfach erzogene Fräulein als seine Gemahlinn in die glänzenden Zirkel der Hauptstadt einzuführen? Wenn gleich anfänglich ein paarmal dieser Gedanke erwachte, so schien doch die Bekanntschaft mit Marianen zu oberflächlich, um Alles, was dagegen war, sofort bei Seite schieben zu können. Auch schwächten Vergnügungen, Geräusch und Zerstreuungen immer mehr den Eindruck, den das holde Mädchen auf ihn gemacht hatte, so daß sie endlich nur noch wie die Erinnerung aus einem angenehmen Traume vor seiner Seele stand. Allein der Wunsch, an der Hand eines liebevollen, guten und edlen Weibes das höchste Glück des

Lebens zu genießen, blieb, wenn gleich nicht immer ganz deutlich gedacht, doch wie ein leiser Nachhall der Empfindungen, welche sie eingehaucht hatte, in Eisenbergs Seele zurück. Oft, wenn die Menge der Zerstreuungen einen gewissen Unmuth, eine Art von Verdrüss herbeigeführt hatte, Eisenbergs besseres Ich erwachte, und ihm eine innere Stimme sagte, daß dieses unmöglich der Zweck seines Daseyns, und gewiß nicht seine eigentliche Bestimmung seyn könnte; dann war auch der Wunsch nach stillem häuslichen Glück, und einer holden Lebensgefährtin um so inniger erwacht. Warum aber sollte Mirik, das liebenswürdige reizende Mädchen, nicht diese Gefährtin seyn? Mit diesem Gedanken, aber noch keinem bestimmten Entschlusse, sondern vielmehr, um sich durch irgend eine neue anziehende Lektüre zu zerstreuen, trat Eisenberg, nachdem kaum einige Stunden verflossen waren, in eine französische Buchhandlung. Eben wurde ein Pack Bücher zusammengebunden.

Haben Sie hier etwas Neues? fragte Eisenberg.

Nein! sagte der Buchhändler, ich habe für den Grafen Salbagna eine beträchtliche Anzahl spanischer Bücher zusammen suchen müssen, und soll sie jetzt auf das Kostbarste binden lassen, weil sie zum Geschenk für eine Dame bestimmt sind.

Eisenberg schauderte zusammen. Wäre Ulrike diese Dame? dachte er bei sich selbst. Sein Feuer riß ihn fort, und er eilte nach dem Hünenburgischen Hause. Es war Abend und eine ansehnliche Gesellschaft versammelt, Herren und Damen bereits an den Spieltischen. Der spanische Gesandte, der junge Graf Salbagna, die Baronin und Ulrike machten eine Partie. Eisenberg suchte den Baron auf, der gerade nicht spielte, und traf ihn in einem abgelegenen Zimmer.

Darf ich Glück wünschen? fragte Eisenberg.

Es ist wahr, erwiderte der Baron, der Gesandte bewirbt sich für den Grafen Salbagna um die Hand meiner Tochter, und wenn nicht die Mälogien und die Entfernung einige Bedenkllichkeiten erzeugten, so wüßte ich keinen Grund zur Einwendung.

Sollte, fiel Eisenberg lebhaft ein, die liebenswürdige Ulrike selbst keine Gegen Gründe haben? Sollte Niemand in ihrem Vaterlande diesem den Besitz eines solchen Kleinods zu erhalten wünschen?

Sie sagen mir eine Artigkeit, Ueber Rittersmeister, erwiderte der Baron, und ich würde in der That eine angemessene Verbindung in Deutschland diesem Antrage vorziehen. Allein der Gesandte dringt auf bestimmte Erklärung.

Nun, sagte Eisenberg, theuerster Baron, könnte ich nicht der Glückliche seyn, der die liebenswürdige Ulrike ihrem Vaterlande erhielt, und sollte Ihnen meine Neigung ein Geheimniß geblieben seyn?

Sie sind, Ueber Eisenberg, so artig, so zuvorkommend gegen alle Damen, daß ich wahrlich Ihre Aufmerksamkeit gegen meine Tochter für nichts weiter als die Artigkeit eines feinen gebildeten Mannes hielt. Ihr Antrag überrascht mich, aber Sie sind mein Freund, wissen, wie ich in Betreff der Anträge des Grafen denke, und können also leicht

erachten, daß ich selbst bei Wirkten Ihr Fürsprecher seyn werde.

So war die Sache eingeleitet. Zwar schien Eisenberg durch diese Erklärung nicht ruhiger zu seyn, ja es schien vielmehr, als ob gerade jetzt Marianens Andenken noch zuweilen auslodern und dem guten Eisenberg den Vorwurf einer Uebereilung machen wollte; aber in wenig Tagen war Wirkte seine erklärte Braut, und wenn gleich zuweilen ein banges ängstliches Herzklopfen eintrat, so hielt sich doch Eisenberg, den so Mancher beneidete und glücklich pries, zuletzt selbst geliebt und glücklich.

Die lieblichen Glitterwochen der Ehe rauschten vorüber, und immer mehr entdeckte Eisenberg, der Engel war nur ein Weib. Schön war freilich seine junge reizende Gattin, sie war geistreich und unterhaltend, besaß manches glänzende Talent; aber sie wollte auch überall gefallen, überall glänzen, und Eisenberg, der von ehelichem Glücke Begriffe hatte, die mit den ihrigen nicht übereinstimmten, bemerkte nun bald, daß er nicht glücklich war. Er hatte selbst den Wunsch, jede

Bequemlichkeit, alle Freuden des geselligen Lebens zu genießen; allein der Aufwand, den Ulrike forderte, hätte den Reichsten zu Grunde gerichtet. Er glaubte, sich ein paar Blinse gegen die Mutter erlauben zu dürfen; sie schien verlegen, wick aber der nähern Erklärung aus. Es verstrichen wieder ein paar Monate. Eisenberg sah, die völlige Zerrüttung seiner Vermögensumstände sey unvermeidlich, glaubte, der Mann müsse gerade und offen handeln, und setzte daher seinem Schwiegervater die ganze Lage seines Vermögens ungeschweht auseinander, und endigte mit der Erklärung, daß er freilich keine Aussteuer gefordert, aber ohne diese unter den jetzigen Umständen nicht zu bestehen im Stande sey. Der Baron schien verlegen, doch erholte er sich bald.

Wir haben, sagte er mit der Geschmeidigkeit eines Hoffmanns, uns beide einen kleinen Irrthum zu verzeihen. Wir hielten uns wechselseitig für reich, und haben beide geirrt. Meine Güter sind groß aber verschuldet. Da ich nur zwei Kinder habe, meinen Sohn ein Majorat, welches ihm nicht ento-

gehen kann, für die Zukunft schützt; hielt ich Einschränkungen für unnöthig, indem ich voraussetzte, daß bei den Vorzügen, die meine Tochter besitzt, ihr ein glänzendes Glück nicht entgehen könne. Wir hätten uns freilich früher einander entdecken sollen; jetzt aber, mein Vester, ist nichts weiter übrig, als daß Sie sich nach Möglichkeit arrangiren.

Dies hatte Eisenberg nicht erwartet; er sah keine andere Möglichkeit, als durch eigene Kraft sich vor dem Untersinken zu retten. Er hatte die Gelegenheit gehabt, von dem unsterblichen Friedrich bemerkt zu werden. Offen schrieb er an den großen Monarchen, gestand ihm in wenig Worten die Zerrüttung seiner Vermögensumstände, und bat um Versetzung in irgend eine kleine Garnison einer entfernten Provinz, um seine Unbesonnenheit durch Sparsamkeit und Ordnung verbessern zu können, und erhielt die Antwort, daß gelegentlich auf sein Gesuch Rücksicht genommen werden sollte. Jetzt glaubte er die Sache erst seinen Schwiegereltern und seiner Frau anzeigen zu müssen. Sie wollten ver-
zweifeln.

Du wolltest, sagte Eisenberg, mit Saldagna nach Spanien gehen, und hältst es jetzt für ein Unglück, Deinen Mann in eine andere Provinz zu begleiten?

Nun, sagte die Baronin Hünenburg, das können Sie meiner Tochter nicht übel auslegen. In Spanien erwartete sie in den Armen eines äußerst reichen Mannes auch je der Lebensgenuss.

Eisenberg fühlte, was ihm bevorstand. Afrika war kalt und übelgelaunt, mit jedem Tage wurden ihre Verhältnisse gespannter, denn sie machte neue Forderungen, indeß er von neuen Einschränkungen sprach. Die beiden Eheleute, obgleich nur erst fünf Monate lang verheirathet, suchten sich zu vermeiden, und Jeder schien vom Andern entfernt sich durch Zerstreuungen übertäuben, was ihn drückte, vergessen zu wollen.

In der Schlacht bei Vleguig hatte das Regiment, bei dem Eisenberg stand, sich vortheilhaft ausgezeichnet, ein Kartätschenschuß tödtete Eisenbergs Pferd, und der nämliche Schuß zerschmetterte den rechten Arm eines

jungen Kürassierd, der an seiner Seite socht. O meine arme Mutter, sagte Eberhard, als er die Wunde empfing. Dieser Ausruf wirkte lebhaft auf Eisenberg, er fragte nach der Ursache. Ich habe, sagte Eberhard, eine alte kranke Mutter, hoffte sie dereinst durch das Handwerk, welches ich erlernt habe, zu nähren; jezt ist mein Arm zerschmettert, meine schönste Hoffnung ist dahin. Diese Erklärung rührte den guten Eisenberg, er sorgte für den jungen Mann, nahm ihn, da er einen steifen Arm bekam, in seine Dienste, besoldete ihn reichlich, so daß er seine Mutter zu unterstützen im Stande war, und Eberhard verdiente auch diese Theilnahme; denn er hing mit der innigsten Treue und Ergebenheit an seinem Herrn, durch den er sich täglich mehr bildete, und wurde nach der Hetsrath sein Haushofmeister und Rechnungsführer. Welches Kenntniß, die er von den Vermögensumständen seines Herrn hatte, und bei der Anhänglichkeit, die er für ihn hegte, schien es ihm Pflicht, seinen Herrn, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot, mit seinen Verhältnissen bekannt zu machen und auf die Zukunft hinzudeuten. Wirkten war dies nicht

unbemerkt geblieben, und wiederholte Herabsetzung und kleine Kränkungen, sobald sich nur eine Veranlassung dazu darbot, hatten auch endlich Eberhards Unwillen erregt, der, indeß sein Herr nur die Gegenwart zu vergessen suchte, so Manches bemerke, welches dem unbefangenen, von Mißtrauen und Argwohn so weit entfernten Eisenberg entging, der aber, weil er durchaus den Ueberrest der Achtung für seine Gattinn zu erhalten wünschte, und bei seinem edlen Herzen Feind jeder Angeberei war, alle Winke Eberhards anfänglich unbemerkt gelassen, und, als sie lebhafter wurden, mit einiger Härte, abgelehnt und bestimmt verboten hatte.

Jetzt erfüllte der König Eisenbergs Bitte, er wurde als Major an ein Kürassierregiment nach Schlesien versetzt, und machte sofort die Anstalten zur Abreise. Ulrike erblachte, als sie die Nachricht erhielt, ging in ihr Zimmer, und schrieb verschiedene Briefe, welche sie durch den Kammerdiener umhersendete. Eisenberg, der schon auf übermorgen seine Abreise festgesetzt hatte, kam gegen Abend nach Hause. Eberhard folgte ihm in

sein Zimmer, und schien äußerst verlegen. Eisenberg las dies in seinen Zügen.

Was ist Dir? fragte er mit Herzlichkeit, wird Dir auch die Abreise so schwer?

Ich will mich nicht entschuldigen, sagte Eberhard, doch haben Sie mich seit einiger Zeit nicht mehr mit der vorigen Güte behandelt, und ich fürchte daher jetzt Alles bei Ihnen zu verlieren. Doch wenn es auch mein höchstes Unglück wäre, wenn Sie mich selbst verstoßen könnten, ich muß mich anklagen, ich konnte auf einige Augenblicke meine Pflicht vergessen.

Ich will nichts wissen, sagte Eisenberg. Hast Du Dir etwas zu Schulden kommen lassen, riß Dich vielleicht irgend eine Leidenschaft zu einer kleinen Veruntreuung fort, ich schenke Dir Alles; will nichts wissen, und verzeihe Dir.

Nein, mein gütiger Herr! rief Eberhard, dies ist nicht der Fall. Julchen, die Kammerjungfer der gnädigen Frau, besitzt meine Liebe, und ich werde wieder geliebt.

Nun so heirathet Euch; wenn Ihr wollt, ich will für Euch thun, was ich kann.

O dies Anerbieten hat uns auch bereits die gütige Frau gethan.

Desto besser.

Ich ließ mich auf einige Augenblicke verblenden, gab der gütigen Frau die Schmucke zum Silberschrank, das Silber ist verkauft; aber ich kann nicht treulos, nicht undankbar handeln.

Eisenberg glaubte, Ulrike habe dies zur Bezahlung einiger Schulden gethan, die sie ihm, mit seinen gegenwärtigen Verhältnissen bekannt, zu verschweigen gewünscht habe; und weil er sie vor seinem Kammerdiener nicht herabzusetzen wünschte, antwortete er ganz gelassen: ich wußte um den Verkauf.

Eberhard schwieg, betrachtete ihn aber mit Unruhe und Wehmuth. Eisenberg selbst wünschte die gegenwärtige Empfindung los zu werden.

Du weißt, sagte er, daß ich die Angelegenheiten nicht leiden kann.

Und doch, rief Eberhard, mein lieber guter Herr! kann ich unmöglich schweigen.

Nun dann, sagte Eisenberg unwillig, doch nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, so sprich deutlicher, wenn ich Dich verstehen soll.

Der Graf Saldagna will in dieser Nacht die gnädige Frau entführen, wir sollten sie nach Spanien begleiten. Schon seit einigen Wochen, dies sagte mir aber Jutken erst heute, hat der Graf in mancher Verkleidung die gnädige Frau sehr oft auf ihrem Zimmer besucht, auch sind an andern Orten Zusammenkünfte gewesen.

Eisenberg war wie aus den Wolken gefallen, er erhielt die offenbarsten Beweise von der Untreue seines Weibes, wurde mit dem ganzen Plane der Entführung bekannt, verließ das Haus, und Eberhard mußte es verbreiten, daß der Major sehr spät, vielleicht erst nach Mitternacht, nach Hause kommen würde. Ulrike packte ein, die Anstalten zur Reise wurden im ganzen Hause gemacht, ihr Verschwinden war folglich Niemanden auffallend. Gegen Mitternacht meldete ihr Eberhard,



daß der Wagen in Begleitung zweier Reiter da wäre.

Es ist beinahe eine Stunde zu früh, sagte Ulrike, aber die Liebe beschleunigt ja Alles.

Sie legte einen Brief an ihren Mann, einen andern an ihre Mutter auf den Schreibtisch. Die Kasten wurden aufgebunden, die Schatulle in den Wagen gesetzt, Ulrike, Juchsen und Eberhard stiegen hinein und kamen ohne alle Hindernisse aus der Stadt. Vor einem benachbarten Lustorte wurde still gehalten.

Was soll dies? fragte Ulrike. Wir müssen eilen, Eisenberg könnte uns ja einholen.

Ich muß Sie, antwortete Eberhard, auf wenig Augenblicke in das Zimmer zu treten bitten, es hängt alledann Alles von Ihren Befehlen ab.

Der Ton schien ihr aufzufallen. — Bin ich verrathen? rief sie aus.

Nichts wird Ihre Reise stören. — Er half ihr aus dem Wagen.

Wo sind die beiden Reiter geblieben, die und begleiteten? fragte Ulrike.

Der Herr Major, antwortete Eberhard, will mit Tages Anbruch abreisen, daher mußten der Kutscher und Knecht gleich vom Thore zurückkehren.

Ulrike verlor alle Fassung: sie trat in das angewiesene Zimmer, und Eberhard überreichte ihr einen Brief. Sie riß ihn heftig auf, er war von Eisenberg:

„Wir täuschten uns beide: Sie hielten meinen Reichthum für unermesslich, ich aber hoffte von Ihnen das Glück meines Lebens. Weil ich Sie achtete, und weil Sie jetzt meinen Namen führen, kann ich Sie nicht ohne alle Theilnahme dem Verderben Preis geben. Freilich muß ich Sie dadurch um das Romantische einer Entführungsscene bringen, denn Eberhard und Ihr Kammermädchen werden Sie zu Ihren Eltern begleiten. Dort mag Graf Salbagna, wenn er ernstliche Absichten hat, Ihre Hand auf dem gesetzmäßigen Wege suchen. Ich werde auf die Ehescheidung

sogleich antragen, Sie aber dabei mit der höchstmöglichen Schonung behandeln, um, wenn ich gleich ihre Liebe nie besaß, wenigstens Ihre Achtung beizubehalten."

Die Kälte dieses Briefes brachte Ulrika wieder zur Fassung, doch wollte sie sich rächen. Sie lachte, wenn gleich ein wenig gezwungen, laut auf.

Ich habe nicht geglaubt, daß Eisenberg mir die Freude gewähren wolle, mir von der Denkungsart meines Salbagna noch eine höhere Ueberzeugung zu schaffen. Kommt in den Wagen.

Sie setzte ihre Reise fort, sandte aber von der ersten Station den Eberhard, der ihr jetzt unlieblich war, zurück; auch schrieb sie einen Brief an den Grafen. Sein Wagen hatte sich in Begleitung zweier Reiter der Verabredung gemäß zur bestimmten Stunde eingefunden. Allein in Eisenbergs Hause herrschte die größte Ruhe, nirgend war ein Licht zu sehen. Die Bedienten Salbagna's schliefen umher, husteten, pfliffen; Niemand erwiederte ihr Zeichen. Sie hatten vergeb-

lich bis zum Tagesanbruch, und kehrten höchst
 verlegen zurück. Noch höher stieg die Unges-
 bult ihres Herrn. Er war aus dem entge-
 gengesetzten Thore zur nächsten Poststation
 vorausgeeilt, um dort seine Geliebte zu er-
 warten. Vergeblich stand das für sie bereit-
 te Frühstück, sie kam nicht: seine Besorgnisse
 stiegen mit jeder Viertelstunde. Er eilte ihr
 wieder entgegen, vergeblich sah er in die Fer-
 ne. Jetzt bemerkte er einen Wagen, er na-
 herte sich ihm, es war Eisenberg, der ihm
 lächelnd einen guten Morgen bot. Er spreng-
 te vorüber; von seinen Bedienten erhielt er
 jetzt die Nachricht von ihrem vergeblichen
 Warten, und hierdurch stieg seine Unruhe
 nicht wenig. Eisenberg war allein im Wagen,
 Ulrike mußte folglich zurückgeblieben seyn.
 Er flog nach ihrer Wohnung, auch sie war
 abwesend. Auf vieles Nachforschen mittelte
 er aus, daß sie um Mitternacht in einem
 Wagen, den zwei Ketter begleitet hätten,
 fortgefahren wäre. Der Nachtwächter be-
 theuerte, er habe sie einzeln sehen. Ein
 schrecklicher Argwohn erwachte gegen seine
 eigenen Leute: sollten sie Ulrike gelodtet,
 sich ihrer reichen Schatzkiste bemächtigt haben?

Nach wem sollte er hinter die Wahrheit kommen, wenn sich entdecken? Der spanische Ober sandte, der nichts von seinem Plane gewußt hatte, war endlich der, zu dem er seine Zuflucht nahm. Dieser glaubte allerdings die Polizei auf den Vorgang aufmerksam machen zu müssen, die zwar Verschwiegenheit gelobte, aber nicht jeden ihrer Unterbeamten, durch welche sie nachforschen ließ, von kleinen Unbesonnenheiten zurückhalten konnte; und daher durchlief in wenig Stunden ein Gerücht die Stadt, daß eine angesehene Dame von ihren Bedienten ermordet wäre. Die Schwachhaften verbreiteten das Gerücht, die Neugierigen forschten nach der Dame, die verschwunden wäre, schon verfiel man auf Utriken. Als nach wenig Stunden erhielt Saldoagna ihren Brief, und sein Schrecken verschwand.

Ossenberg hatte seine Ehescheidungsklage eingereicht, und die Scheidung erfolgte, da beide Theile übereinstimmten und Hindernis waren, schnell und ohne Aufsehen. Saldoagna aber, der wirklich Utriken mit dem höchsten Feuer der Leidenschaft liebte, erhielt ihre Hand und reiste mit ihr nach Spanien. — Un-

gleich früher war Eisenberg schon an seinem Bestimmungsorte in Schlessen angelangt. Während des Krieges an hohe Thätigkeit, nachher an das Geräusch einer Hauptstadt gewöhnt, und während seiner Verheirathung noch in alle die Zerstreuungen eines ausgebreiteten Umgangs hineingezogen, und jetzt noch überdem mit einer gewissen Unruhe im Herzen, wurde ihm die Einsamkeit in einem kleinen Landstädtchen doppelt lästig. Vergeblich verrichtete er Alles, was der Dienst gebot, mit pünktlicher Genauigkeit, vergeblich nahm er seine Zuflucht zu der Musik und zu den Wissenschaften. Endlich beschloß er, bey dem benachbarten Landadel Umgang zu suchen; er traf manche liebreiche Familie, manchen würdigen Mann, aber im Ganzen zog ihn nichts an sich. Sein Leben blieb einsam und freudensleer. Da trat Marianens Bild wieder lebhaft vor seine Seele, aber auch alle Leiden, alle Täuschungen, die seine Verbindung mit Ulrika verbittert hatten, wirkten auf ihn so schmerzhaft, daß er die Sache wieder weit von sich schob. So saß er eines Abends einsam an dem Fenster, welches nach einem kleinen Gärtchen hinter seinem Hause führte, sah



auf die blühenden Blumen und die abfalschenden Früchte, dachte an des Lebens Wichtigkeit, und was dort jenseits über den Sternen ist. Er hatte es seinen Leuten geboten, leisen, der ihn zu sprechen beabsichtigte, zurückzuweisen; es ward jetzt leise geklopft, und ein Greis trat ins Zimmer. Seine Kleidung verrieth einen gewöhnlichen Bürger, aber sein freundlicher Blick, sein bescheidener Anstand machten einen vortheilhaften Eindruck.

Was giebt's, lieber Vater? sagte Eisenberg, indem er freundlich auf ihn zuging.

Ich weiß nicht, antwortete der Greis, ob ich eine Schwärze vortragen, oder ob ich mir nicht vielmehr guten Rath erbitten soll. Gott gab mir nur Ein Kind, und ich mit meinem guten alten Weibe glaubten für unsere Mariane nicht besser sorgen zu können, als daß wir sie, da wir uns zur Wüdergemeine bekennen, zur Erziehung nach Gnadensrey sandten. Wir hatten sie einige Jahre nicht gesehen, die Mutter erkrankte und wünschte noch, ehe sie starb, ihre Tochter zu segnen. Ich schrieb an die Vorsteher, sie kam her. Die Krankheit meiner Frau zog sich in die

Länge, ein junger wohlgebildeter Unteroffizier lag bey mir im Hause. Er hatte mein Gewerbe, das Tischlerhandwerk, erlernt, half mir mit vieler Gutmüthigkeit, um, wie er sagte, die lange Weile zu vertreiben, und wurde dadurch immer vertrauter in meinem Hause; zum Theil bald wie ein Sohn geliebt. Ich dachte nur an meine kranke Frau, und bemerkte es nicht, daß ihm Mariane wohlgefiel. Vor wenig Tagen starb mein gutes Weib: wir begleiteten sie zu Grabe, und ich beschloß jetzt, den Ueberrest meines Lebens in Gnadenfren zuzubringen, wohin meine Tochter mich begleiten sollte. Allein der Unteroffizier Rosach bewirbt sich jetzt um sie, er ist ein eifriger Katholik, ist Soldat, und das Alles ängstet mich. Mariane aber sagt, das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. Das steht nun freilich in der heiligen Schrift, und ich wage daher auch nicht, zu widersprechen, und komme nun, um zu fragen, ob Rosach vielleicht Abschied erhalten, mein Häuschen und meine Kundschaft annehmen, oder ob ich sonst vielleicht guten Rath erhalten könnte.

Der Name Mariane, die Erinnerung an die Erziehung in der Brüdergemeinde machten auf Eisenberg einen sehr lebhaften Eindruck. Auch eine Mariane, wenn gleich nicht die Deine. Er wünschte das Mädchen glücklich zu machen. Rosach war ein schöner junger Mann, ein vorzüglicher Unteroffizier, den er nicht gern entbehren wollte. Freundlich sprach er daher mit dem Alten, suchte ihm die Sache von allen Seiten vorzustellen. Doch dieser, dem schon der Katholik zuwider war, hatte endlich, durch Marianens Bitten und Thränen bestimmt, auf den Fall, wenn Rosach Abschied erhalten und sein Gewerbe übernehmen wollte, Nachgiebigkeit zugesagt, mehr weil er die Sache hiedurch abzulehnen als zu befördern geglaubt hatte, und er erwartete nicht, an Eisenberg, dem pünktlich strengen Soldaten, der bei seiner Escadron jede Hülfsrath zu erschweren suchte, einen Härtsprecher zu finden. Dieser brachte den größten Theil der Nacht in unruhigen Träumen hin, die zum Theil doch immer Beziehung auf Marianen hatten, und am folgenden Morgen beschloß er, selbst den alten Herrmann, so hieß der Tischler, zu besuchen, zum Theil auch

wohl, um diese Mariane zu sehen. Er trat in das kleine, aber reinliche Häuschen, und ein geistlicher Gesang von einer sanften weiblichen Stimme tönte ihm nur halb laut aus dem Vorderstübchen entgegen. Ein junges blühendes Mädchen saß hinter einem Spinnrode, und wüchete eben eine Thräne vom Auge. Sie stand sanft erröthend auf. Ich werde, sagte sie, sogleich den Vater rufen. — Er wollte jetzt nach Marianen fragen, aber zärtliche Liebe ist oft mit hoher Schüchternheit vereinigt. Daher wandte sich auch seine Frage. Kennen Sie, hub er an, vielleicht den Hauptmann Seeborn?

Sehr gut, antwortete Mariane, er ist gesund, und findet seine Freude daran, dem guten unglücklichen Fräulein Trost und Stütze zu seyn.

Unglücklich? rief Eisenberg.

Sie wäre es, erwiederte Mariane, wenn nicht Glauben an Gott, Hoffnung einer frohen Ewigkeit, und der redliche Seeborn sie aufrecht erhielten. Auch bleibt ihre Harfe ihr ein freundlicher Tröster.

Eisenberg fühlte sich erschüttert. Die Harfe weckte noch doppelt alle Erinnerungen, und in diesem Augenblicke trat Herrmann ins Zimmer. Bey guten Menschen sind Kummer und Sorge oft ein neuer Sporn zu schöner und edler That. Ein dunkles Gefühl, den Weistand dessen zu verdienen, der jedes Schicksal lenkt, reizt zu dem Entschlusse, besser Hülfe nicht unwürdig zu seyn; und so trat denn auch Eisenberg freundlich zu dem Alten.

Ich komme, sagte er, lieber alter Vater! als Brautwerber für den guten Rosach.

Mariane wollte sich entfernen, Eisenberg hielt sie zurück. Alle Hindernisse wurden erwogen, Herrmann selbst gestand, daß Rosach fromm, fleißig und gut sey; allein der Abschied konnte dem blühenden jungen Manne füglich nicht gewährt werden. Doch Eisensbergs Zusage, ihm, sobald der alte Wachtmeister versorgt wäre, dessen Stelle zu geben, und Marianens stille Thränen bewirkten endlich die Nachgiebigkeit des Vaters. Rosach ward hergerufen. Die Freude, die Dankbarkeit der beiden Liebenden erweckte Eisens-

bergs innigstes Gefühl. Wie glücklich, dachte er, könnte auch ich seyn, und sie ist unglücklich! Oft wollte er sich näher erkundigen, da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch die Seele: sich und prüfe selbst. Er nahm Coustlerpferde und eilte nach Gnadenfrey. Es war ein herrlicher Sommerabend, Eisenberg fragte sogleich am Gasthose nach der Wohnung Seeborns.

Er wird auf dem Gottesacker seyn, sagte die Wirthinn, denn er ging vor Kurzem vorüber, auch sah ich die Harfe dorthin tragen.

Eisenberg eilte sogleich nach dem Gottesacker, aber oft blieb er auf dem Wege stehen. Oie ist, dachte er, und unglücklich! Wo durch? vielleicht rettungslos? und wer weiß, wie sie in Verloff deiner denkt, ob du helfen, ihren Kummer lindern, ob du sie glücklich machen kannst. Er blieb stehen, wischte den Schweiß von der Stirne und trat mit ängstlich pochendem Herzen endlich auf den Gottesacker. Es herrschte dort die größte Stille, denn noch war der Abend nicht völlig eingebrochen, und Jeder daher noch bei der Arbeit. Allein erinnerlich war ihm noch die

Stelle, wo er einst Marianen sah. Er wandte sich nach den beiden hohen Linden, welche den Eingang der kleinen Laube beschatteten. Ein weißgekleidetes Frauenzimmer saß mit dem Rücken nach ihm gekehrt, und phantasirte auf der Harfe. Er näherte sich, die schwermüthigen sanften Akkorde durchliefen die halben Töne, ordneten sich, und der Gesang begann. Eisenberg blieb stehen und horchte:

Dir klappern junge Störche
Laut ihren Dank,
Es trillert dir die Lerche
Den Lobgesang.
Und ich, ich sollte schweigen?
Gott! ich allein
Nicht die Gefühle zeigen,
Nicht dankbar seyn?

Der mir das Licht entzogen
Hat zum Genuß
Mir Freuden ausgewogen
Im Ueberfluß:
Der Pappel leises Schwirren
Am Wiesenbach,
Des Turteltaubchens Siren
Am Hüttendach;

Der Weite sanftes Wallen,
 Die Morgenluft,
 Das Lied der Nachtigallen
 Im Blüthenduft;
 Ein Herz, das für die Treue
 Des Nächsten schlägt,
 Und nie den Keim zum Neide
 Voll Unmuth hegt.

Er gab mir die Beschwerde,
 Den Druck der Welt,
 Damit mich diese Erde
 Nicht sklavisch hält.
 So Manche, bleich und hager,
 Die winden sich
 Auf ihrem Ererbhelager
 Noch fürchterlich.

Ich wünsche keine Länge
 Der Lebenszeit,
 Weil mir das Grab nicht enge
 Einst Labung bent.
 Wenn sich, den Schmerz zu mildern,
 Ein Wunsch erhebt,
 Wird' ich von frohen Bildern
 Gleich sanft umschwebt.

Licht wolle in Blumenbüsten
 Der Welt heben,
 So schweb' ich einst in Lüften
 So schweb' ich.
 Und seh' ich Andre quä'en,
 So schmeic' ich dann
 Mich den betäubten Seelen
 Der Quen an.

Dann trockne ich die Thränen
 Der Frommen ab
 Durch leises sanftes Sehn
 Nach Tod und Grab:
 Und lie'le dann Gedanken
 Von be'rer Zeit,
 Von Freuden ohne Schranken
 Der Ewigkeit.

Seine Angst lieg. Eine grüne Binde
 war über den Augen des Wöchens. Gott!
 dachte er, sie ist verblindet, und blieb wie ver-
 steinert stehn. In diesem Augenblicke bemerkte
 ihn Seeborn, und grüßte ihn schweigend.
 Diesen befremdete die anscheinende Gefühls-
 losheit, und doch wie ein Ausdruck des
 Schreckens und des höchsten Schmerzes, der

sich in Eisenbergs Zügen malte. Endlich brach er das Stillschweigen.

Sie scheinen hier, sagte er, Jemanden zu suchen?

O Gott! rief Eisenberg, wodurch wurde Ihre Nichte so unglücklich?

Welche Nichte? fragte Seeborn, wen meinen Sie?

Die gute Mariane.

Sie ist frisch und gesund, sagte Seeborn, und jetzt eine der Vorsteherinnen.

Und dieses junge Frauenzimmer? fragte Eisenberg weiter.

Therese, antwortete Seeborn, hatte das Unglück, vor zwei Jahren durch die Blattern zu verblinden. Ohne Beschäftigung in ihrer Dunkelheit fiel sie auf Musik; Mariane konnte bei ihren gegenwärtigen Geschäften sie nicht unterrichten. Die Harfe aber war seit meinen Jünglingsjahren mein Lieblingsinstrument, ich hatte es darauf zu einiger Vollkommenheit gebracht, und jetzt ohne Beschäftigung

freute ich mich, der Lehrer dieses guten Mädchens seyn zu können.

Eisenberg fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger, der im Augenblicke des Ertrinkens unerwartet gerettet wird. Seeborn, der ihn anfänglich nicht wieder erkannt hatte, erinnerte sich seiner: es kam zu Erläuterungen. Das schnelle Aufkeimen einer glühenden Leidenschaft stimmte nicht mit Seeborns ruhiger Denkart überein, und schien, so herzlich übrigens der alte Krieger seinen Kameraden behandelte, doch zwischen beiden eine Art von Scheidewand zu ziehen, bis endlich bei Seeborns frommer Stimmung auch der Gedanke an edelmüthige Hingung allmählich jede Bedenkllichkeit schwächte. Allein Eisenberg schien dies Alles nicht zu bemerken: das Schrecken und die Sorge waren ja verschwunden; was hätte in seiner Seele jetzt noch Trübsinn erzeugen sollen? Er war in Marianens Nähe, sollte sie noch heute sehen, und seine vorige Heiterkeit kehrte zurück. Seeborn hörte so gern von den Thaten Friedrichs und der Preussen, er leitete hierauf das Gespräch. Da erzählte Eisenberg, wie er bei dem Corps des

General Kleist gewesen wäre, als dieses den Befehl erhalten hätte, als Repressalie einige Dörfer Böhmens abzubrennen.

O, sagte Eisenberg, dieses war der schrecklichste Auftrag, der jemals einem Soldaten gemacht worden konnte. Das Gerücht davon hatte sich schon unter den armen Landeuten verbreitet, überall sah man nicht als Thränen, hieß nichts als Klagen und Jammergeschrei. Aber streng waren die Befehle des großen Königs, wer wagte es, ihnen entgegen zu handeln. Kleist wünschte es bloß in diesem Falle, denn er hatte ein edles menschensfreundliches Herz. Allein war er auch sicher, überall eine ähnliche Stimmung zu finden. Ich wußte es, daß meine Kameraden mich liebten, und da ich als ein junger Mann mehr wagen durfte, forderte ich alle auf, den General um Schonung der unglücklichen Landeute zu bitten. Einer sollte dies zuerst thun, ich wagte es; Mehrere folgten, Kleist freute sich, diese Stimmung anzutreffen. Nachdem jede Habe der Einwohner von den Soldaten herausgeschloß und den Böhmern eingeliefert war, wurden einige unbedeutende Hütten an-



gezündet, auf Befehl des Generals Holz und Etroh auf die Spitzel der Berge geführt und in Brand gesteckt, damit es weit nach Schlesien hineinleuchten und den Glauben an große entfernte Feuersbrünste erzeugen sollte. Wir kehrten zurück, gesegnet von den Landkenten, zu deren Verderben wir abgesandt waren; doch waren wir nicht frey von Besorgniß, daß unterlassene Erfüllung des Befehls, dasern solche dem Könige bekannt würde, seine Ungnade zur Folge haben könnte. Kleist schien dies zu fühlen, aber um so größer war auch das Opfer, welches der edle Mann der Menschheit gebracht hatte. Eins! ritt ich an seiner Seite. — Wird Sie, fragte er mit einem kleinen Lächeln, nicht dereinst vielleicht Ihre Fürbitte gereuen? — Gewiß nicht, erwiderte ich lebhaft, und wenn ich auch dafür in der Hölle büßen sollte. — Nicht, lieber Eisenberg, sagte Kleist, und sie sind mir hies durch doppelt werth, weil dies mich überzeugt, daß Ihre Theilnahme nicht bloß Folge einer gutmüthigen Aufwallung war. — Diese Aeußerung, fuhr Eisenberg fort, machte mir unendliche Freude, und ich gesehe, daß keine kriegerische Unternehmung, ob mir gleich auch

manche gelang, eine so bleibende herrliche Stimmung in meiner Seele zurück ließ.

Gespräche dieser Art knüpften die beiden Männer näher an einander, Mariane kam jetzt, ihren alten Oheim zu besuchen. Das junge Mädchen war zur schönen blühenden Jungfrau herangewachsen. Sanftmuth und jene stille Heterkeit, die nur der innere Frieden einer reinen schuldlosen Seele giebt, waren die hervorstechenden Züge ihres Charakters, und doch war diese Ruhe mit seltener Thätigkeit verknüpft, die der hohe innige Wunsch, jeder Pflicht zu genügen, erzeugte. Mit jedem Augenblicke der Bekanntschaft vermehrte sich für sie Eisenbergs Achtung. Auch ihr war der edle Mann, von dem ihr Oheim mit so vieler Liebe und Achtung sprach, gar nicht gleichgültig, und nach einigen Wochen, nachdem Eisenberg noch ein paar Besuche bei Oeborn abgestattet und beide sich näher kennen gelernt hatten, hörte sie ruhig Eisenbergs Antrag:

Ich würde, sagte sie, denn heucheln kann ich nicht, Ihnen gern in diesem Augenblicke mein Jawort geben; allein mein alter

guter Oheim, der mit Vater war, und seit einigen zwanzig Jahren an seine jetzige Lebensweise gewöhnt ist, kann mich tüglich nicht entbehren. Die arme Therese würde, wenn sie mich verlor, noch unglücklicher seyn. Ich aber würde mich auch nicht glücklich fühlen, so lange ich wüßte, daß gerade hiedurch eins von meiner Nebenmännchen minder glücklich geworden wären. Auch bin ich arm, und würde Sie es vielleicht nicht einst bereuen, eine Gattin gewählt zu haben, deren ganze Aufmerksamkeit ihr Herz und der gute Wille ist, ihre Pflichten treulich zu erfüllen, und gerecht vor Gott und Menschen zu wandeln?

Seeborn selbst räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Eisenberge Garnison war nur wenig Meilen entfernt. Seeborn und Therese versprachen, dort oft einige Wochen hinzubringen.

Und, sagte Seeborn, meinst Du denn nicht, liebe Mariane, daß der Gedanke Dich glücklich, Dich an der Seite eines redlichen Mannes zu wissen, wo Du der größten und heiligsten weiblichen Bestimmung dienst, dein eigenes Glück vermehrt? daß es mir

selbst heilige Pflicht ist, Deinen Entschluß zu befördern?

Dann, sagte sie, indem sie sanft erröthend Eisenberg die Hand reichte, bin ich die Ihrige und hoffe, daß mir Gott die Kraft geben wird, jeder Pflicht meines Berufs gern und freudig zu genügen.

In wenig Wochen war Eisenberg ein glücklicher Ehemann. Seine Tage verstrichen geräuschlos, aber zufrieden. Die fromme, immer sanfte und heitere Mariane lehrte ihn ganz kennen, welches hohe Glück stille häusliche Freude und innerer Frieden gewähren. Seeborn starb nach wenig Jahren, wurde neben der Laube, die sein Lieblingsplätzchen war, beerdigt, und alle Guten, die ihn kannten, weiheten dem redlichen Greise noch eine herzliche Thräne. Therese zog nach seinem Tode zu Eisenberg. Ihr frommer Sinn und ihre hohe Religiosität waren bei dieser Familie nicht befremdend, und wenn Beides zugleich hin und wieder auffiel, so schützte sie die hohe Achtung, welche Eisenberg überall genoß, zuweilen auch wohl ein ernster Blick gegen Spötter. Eisenberg selbst hatte es

auf der Flöte, dem Lieblingsinstrumente seines Königs, zu nicht geringer Vollkommenheit gebracht. Er beförderte noch Theresens musikalische Bildung, die von diesen guten Menschen umgeben ihr unglückliches Schicksal beinahe gar nicht fühlte. Da Eisenberg bei seiner Eskadron zufällig gute Trompeter erhielt, auch ein paar Kürassiere, welche musikalisch waren, so wurde dies von ihm zu Theresens nicht geringer Freude benutzt, und manche vielstimmige ~~Stücke~~ gegeben. Eisenberg bemerkte einst während einer solchen musikalischen Unterhaltung ein Geräusch vor seiner Thüre, und zugleich ein Flüstern und Lächeln der Bedienten. Er fragte nach der Ursache, und erfuhr, daß jeden Abend ein kleiner alter Mann sich an das Haus, schleiche und, das Ohr an den Fensterladen gelehnt, sorgfältig horche, ob nicht vielleicht ein Concert Statt finden würde. Habe er lange vergeblich gehorcht, so gehe er unter unmuthigen Selbstgesprächen fort. Erhöre aber die Musik, so schreie er ganz begeistert, und er habe diesen Abend einem bellenden Hunde und einem vorbeifahrenden Wagen sein Pfst zugerufen; dem Fahrmann, welcher darauf nicht geachtet, mit dem Stocke

gedroht, und sey darüber in Handel gerathen. Eisenberg trat vor die Thüre, und fand den siebenzigjährigen Cantor, Herrn Hieronymus Zierlein, den er bisher kaum bemerkt hatte, jetzt aber, da er ihn als einen so großen Freund der Musik kennen lernte, hinein zu treten einlad. Nach vielen Verbeugungen und Entschuldigungen nahm der Cantor Zierlein die Einladung an, und wurde seit dieser Zeit Mitglied des musikalischen Zirkels. Es war ein Mann, der ungeachtet seiner höchst ärmlichen Stelle sich zufrieden und glücklich fühlte, weil ihm die Tonkunst Alles war. Sein Spiel auf der Orgel hatte zwar schon Eisenbergs Aufmerksamkeit rege gemacht, aber so manche Anekdote von den Eigenthümlichkeiten, selbst Possierlichkeiten des alten Mannes hatte jede Annäherung verhindert. Jetzt erzählte Zierlein eines Tages selbst, nachdem er mit der Familie näher bekannt und ihr herzlich ergeben war:

Ich wurde im Waisenhause zu Halle erzogen, und Gott hatte mir seine Anlagen, besonders für die Musik gegeben. Darüber erhielt ich dann manches vielleicht unverdiente



Lob, wodurch ein sträflicher Stolz erzeugt wurde. Daher hatte ich manche große Entwürfe und wollte hoch hinaus. Da kam ich, um einen Verwandten zu besuchen, als ein junger Mann von drei und zwanzig Jahren hieher, spielte, weil der Organist krank war, die Orgel, freute mich über das schöne Werk, und mein Spiel erhielt den Beifall eines wohlwollenden Raths und der ganzen achtbaren Bürgerschaft. Als daher der Kranke starb, ließ man es mir nicht unendlich merken, daß man mir sein Amtchen gern zuwenden möchte. Das Einkommen war ärmlich, aber als ich die Wohnung sah, die freilich nur aus zwei kleinen Stübchen bestand, aber auf dem hohen Kirchhofe liegt, und über die Kirchenmauer, über den Fluß, Feld und Wald, bis ans blaue Gebirge die Aussicht hat, da nahm ich die Stelle an, besonders da die Vox humana, der Fldtenzug und die Theorbe in der hiesigen Orgel mich so ganz gewonnen hatten. Die Menschen verstanden mich nicht. Es gab hier einen Herrn Superintendenten, Gott habe ihn selig, es war ein vortrefflicher Hebräer; allein ohne ihn zu lästern glaube ich sagen zu können, daß er einen reinen Drel

Klang nicht von einer Dissonanz zu unterscheiden wußte, mich aber dennoch meistern wollte, meine Präludien zu lang, zuweilen zu rauschend, zuweilen zu einfach nannte. Da ergriß mich auch einst der Unwille. Ei! rief ich, der Organist sollte eigentlich über dem Prediger stehen. Denn was dieser in hohen Phrasen spricht, ist oft den armen Bauern unverständlich; aber wenn ich begeistert von dem Stabat mater eines Pergolesi oder dem Tode Jesu von Graun am Charfreitage präludire, melne Seele mit Inbrunst an dem Gelbser hängt, die Erde sich um mich verliert, und ich halb verliert die Stimmen der Engel zu hören glaube, und schon in den Himmel schaue, wenn ich über den Tod des Götlichen Klage, oder den Dank, und Siegespsalm über den anstimme, den die Seraphim preisen, und der sich für uns in den Tod gab; dann versteht mich auch ein Jeder, dem Gott ein Herz verlieh. Billig sollte daher jeder Prediger dem Organisten die Disposition seiner Predigt zusenden müssen, damit dieser sich vorbereite und durch sein Präludium das Herz der Gemeine ergreife, so daß sie zu Freude oder Leid gestimmt werde, zu feier-

licher Anbetung oder zu frechem Dankgebeten. — Der Herr Superintendent nahmen mir das gar übel und kränkten mich auf mancherlei Weise. Und da war es auch wohl von mir nicht ganz recht — denn es war doch immer eine heimliche Rache — daß ich mir fest vornahm, alle seine Kränkungen durch Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Geduld zu Schanden zu machen. An sich war das wohl recht gut, aber wäre es nicht Rache gewesen, so hätte es von selbst kommen müssen, und nicht durch Vorsatz. Da ich aber die Sache angefangen hatte, so dachte ich, es sey unziemlich, davon wieder abzugehen. Auch kam wohl Fleisch und Blut mit ins Spiel, denn ich hatte meine Aussicht aus meiner Wohnung und meine Orgel gar lieb gewonnen. Und so ergab ich mich in Geduld. Auch kam noch ein ganz besonderer Umstand hinzu. Es wohnte unten am Kirchhofe eine selne ehrbare Wittwe, die an der Tonkunst ein groß Gefallen hatte, so daß sie während meines Postulats immer in der Kirche blieb, und da ich solches bemerkte, gab ich mir ihr zu Ehren auch alle Mühe. Einst nun als ich den Circuitum Gregorianum hielt, nöthigte sie mich,

als ich vor ihrer Thüre sang, freundlichst, bei ihr einzutreten. So höflich ich solches auch ablehnte, mußte ich doch ein Frühstück bei ihr einnehmen. Da sagte sie mir nun, daß meine Fenster nach Süden und die übrigen nach Norden gingen, welches offenbar war, und weil sie auf ihren Fenstern viel Blumen, diese aber keine gehörige Sonne hätten, so machte sie mir den Antrag, daß ich, weil meine Fenster unbesetzt wären, doch einige solcher Blumenwächse zu mir nehmen, und, wenn sie in der rechten Blüthe wären, ihr solche zusenden und wieder dafür Andere annehmen möchte. Das gestattete ich gar gern, und so entsprang ein Umgang, der wohl an die drei Jahre währte. Oft schien es mir, als ob die gute Frau mich nicht absohd wäre, und da wollte ich auch schon zuweilen ein Herz fassen, weil ich gegen sie eine besondere Neigung fühlte, und mich um ihre Hand bewerben. Aber wenn ich erwog, wie ärmlich meine Stelle und daß sie eine Frau in guten Vermögensumständen wäre; so schien es mir immer unverschämt und eigennützig, einen solchen Antrag zu wagen; und so oft er mir auch auf den Lippen schwebte, so stand ich doch davon ab. Doch mag



ich nicht bergen, daß es mir sehr nahe ging, als sie nach drei Jahren einen achtbaren Rathmann dieser Stadt ehelichte. Sie tröstete mich indeß durch ein Geschenk von einigen schönen Blumentöpfen, an denen bald mein ganzes Herz hing, so daß ich, wenn eine davon erstarb, mich immer sehr schmerzlich betrubt, sie aber doch durch Saamen und Abseger so viel als möglich erhalten habe, bis auf diesen Tag. Alles dies fesselte mich hier immer mehr und mehr; doch trieb ich dabel meine Geschäfte treulich und ließ mir nichts zu Schulden kommen. Weil ich auch ein paar Stunden täglich in der hiesigen Schule zu geben hatte, so gab mir der Herr Superintendent einst bei Revision der Schule in Gegenwart der Schüler einen nach meiner Ueberzeugung unverdienten Verweis. Der liebe selige Mann mag freilich die Sache anders als ich betrachtet haben; nur kam es mir vor, als ob ein paar der größten Schüler lachten, und das that mir denn sehr wehe. Es waren aber um die nämliche Zeit einige Prager Studenten in der hiesigen Stadt, mit denen ich bei den Henerationen, welchen sie ihre musikalische Aufwartung machten, zusammen

getroffen war. Unter diesen war einer, Namens Kräutermann, ein poetisches Jugendum. Da dieser nun bemerkt, hatte, daß ich meinen musikalischen Satz wohl verstand, so hatte er mich besucht, und ein paar Lieder in Musik zu setzen gebeten. Als ich nun nach dem gedachten Berweise voll Aerger und Verdruß nach Hause kam, und wohl erwog, daß es unrecht sey, sich solchen Empfindungen zu überlassen, da wollte ich mich durch die Arbeit zerstreuen, und fing an die Lieder zu setzen. Darunter war Eines, worin Kräutermann sein eigenes und seiner Gefährten fröhliches Leben schilderte, wie sie herumzogen und in der schönen Natur sich oft mit der Musik belustigten. Da ich nun das so las und überdachte, so gingen wieder alle die Bilder meiner Jugend bei mir vorüber. Auch ich wollte hinaus ins Freie, nach Italien; ja hätte mir in diesem Augenblick Herr Kräutermann zugeredet, ich glaube, ich wäre mit ihm und seinen Gefährten in die weite Welt gegangen. Denn ich ergriff meine Fiedle, und blies schon darauf allerlei. Nüchlich aber hielt ich ein, denn ich hatte eine Amsel, die bei mir in der Stube hing, sehr wohl abgerichtet, und diese flüchte bald stärker

als ich, es war die Melodie: befehl du deine Wege. Die Thränen flogen mir ins Auge, denn ich fühlte nun wohl, daß alle mein Eifer nur Kleinmuth war, und Mangel des Vertrauens auf den Vater dort oben. Daher ging ich in mich, und wenn es bei mir unruhig werden wollte, ergriff ich die Fiedle, begann die Melodie, die Amsel stimmte ein, ich ging dann ans Fenster, sah hinaus auf die schöne Natur, und mir ward dann immer wieder ruhig im Herzen. So lebte ich denn hier fünf und zwanzig Jahre lang, und weil ich mich nicht in die Leute gehörig zu schicken wußte, sondern meine Weise für mich hatte, wurde ich auch wohl hin und wieder sonderbar und übel verschrien, und die Menschen, welche mehr auf den Superintendenten, als auf den armen Cantor sahen, zogen sich alle von mir zurück. Ich suchte zwar auch hin und wieder eine andere Stelle, und die bösen Menschen sagten zwar, der Herr Superintendent sey mir überall hinderlich gewesen; doch will ich solches nicht glauben, sondern lieber Alles dem weisen Fügen der Vorsehung beilegen. Denn wer weiß, ob ich bei aller Ehre, Geld und Gut so glücklich geworden wäre

als durch Befolgung des weisen Sprüchleins:
wer Kleider und Nahrung hat, der lasse sich
genügen.

Einmal erwachte zwar der leidige Hoch-
muth. Denn als mein Oheim starb und mir
drei hundert Gulden hinterließ, da wollte ich
meine Stelle niederlegen, eine Reise nach Ita-
lien thun, und gedachte ein großer Künstler
zu werden. Aber als ich die Erbschaft in
Gold umgelegt hatte und nun hieher zurück-
kam, um Alles gehörig zu ordnen, da ging
ich einen Edelhof vorüber und hörte auf ei-
nem sehr schönen Instrumente spielen. Ich
war noch jung, und sagte daher den Muth,
und bat mir höflichst die Erlaubniß aus, das
Instrument zu besehen, erfuhr, daß es ein
Flügelclavier aus Breslau sey, und wur-
de davon ganz begeistert. Da dachte ich
denn so hin und her in meiner Einfalt: ob
dir die Reise nach Italien den verhofften ho-
hen Genuß gewähren wird, bleibt doch immer
ungewiß. Dafern du dir aber ein solches
Instrument kauft, so vermag dir den gewiß-
sen Genuß desselben Niemand zu entziehen.
Das that ich denn, und blieb ruhig hier.
Wenn mir nicht wohl zu Muth war, setzte



Ich mich an das Fortepiano, phantasirte, und trug so dem Himmel dann vor, was mir am Herzen lag, entweder durch Töne, oder auch durch Gesang und Gebet. Dabei ward mir selbst ruhig und wohl.

Der Herr Superintendent starb. Vor seinem Ende ließ derselbe mich noch zu sich rufen, und sagte, daß er mit seinem Feinde nicht unversöhnt dahin scheiden wolle. Darüber entsetzte ich mich, daß der liebe selige Herr mich für seinen Feind gehalten habe, bat ihn, doch solches mir nicht zur Last zu legen, sondern mir Alles, wodurch ich ihm zu nahe getreten, gut-ath zu verzeihen. Da gab er mir denn freundlich die Hand, und wir schieden als Freunde. Ich begleitete ihn mit Rücksung zu Grabe, und konnte ihn lange nicht vergessen, habe ihm daher täglich ein Requiem gespielt, aus treuem Herzen, so gut ich konnte und vermochte. Denn daß er mich für seinen Feind gehalten hatte, ging mir sehr nahe, und ich habe auch seit dieser Zeit immer mehr über mich gewacht, daß Niemand etwas Aehnliches von mir denken konnte; wodurch es denn auch wohl gekommen seyn mag,

daß ich seit dieser Zeit immer in Ruhe und Frieden lebte.

Die Menschen aber hatten sich einmal von mir abgewandt, ich aber mochte sie auch nicht suchen; denn ich hatte meine ganze Kräfte lieb gewonnen, und lebte daher hier schon sieben und vierzig Jahre lang in Frieden. Zwei Wünsche hatte ich nur auf dem Herzen: der eine, daß hiesigen Orts die Kunst Liebhaber gewinnen und zuweilen etwas Bieeffinniges aufgeführt werden möchte, und dieser ist mir gewährt. Der zweyte, daß ich noch gewürdigt würde, eine Harmonika zu hören, und dieser kann ja, so Gott will, auch noch in Erfüllung gehen.

Der alte Mann mit seiner kindlichen Einsicht und seinem frommen schuldlosen Herzen wurde bald der ganzen Familie lieb und werth. Er hatte sein Leben vor seinem Instrumente zugebracht, und bei seinen gründlichen theoretischen Kenntnissen und seinem lauten gefühlvollen Herzen hatte er eine eigen thümliche Fertigkeit, und eine besondere Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks sich erworben. Seine Phantasien hatten eine Eigens

thümlichkeit, um die ihn vielleicht mancher
 große Künstler beneidet hätte. Er sprach we-
 nig, aber seine Töne sprachen zum Herzen,
 und Alles, was er hörte und sah, ging in
 diese Töne über. und sein sanftes ehrliches Ge-
 sicht, der Ausdruck von Menschenliebe und
 Frömmigkeit, und das Auge, aus dem den-
 noch zuweilen hohe Begeisterung sprach, er-
 warben dem guten Alten schon allgemeines
 Wohlwollen. Mächtig fühlte sich Therese
 durch sein Künstlertalent begeistert, sie suchte
 das Mächtige auf ihrer Harfe zu leisten. Der
 gute Alte fühlte sich davon innigst bewegt.
 Beiden war ja die Tonkunst Alles hienieden;
 Erbherr und Freund, selbst ein holder Schutz-
 geist, der bei allen Leiden der Gegenwart auf
 die schöne Aussicht jenseit des Grabes hinwink-
 te. Daher machte es dem freundlichen Grei-
 se ein außerordentliches Vergnügen, der bald
 so wie ein Hausgenosse unzertrennlich von der
 Familie war, die theoretischen Kenntnisse sei-
 ner blinden Freunden zu vermehren, die er
 zugleich oft durch sein schönes Spiel, das so
 ganz aus dem Herzen quoll, begeisterte. Ther-
 se ward seine würdige Schülerin, aber von ihrer
 Jugend und ihrer Phantasie fortgerissen, trieb

ste es bald noch weiter. Sie legte ihre Harfe
 fast nie von sich, bezauberte, als ob ihre Worte
 nicht zum Ausdruck hinreichten, solche oft wie
 ein Recitativ, oder selbst durch eine musikalische
 Phantasie. Die Neuheit der Sache, und
 weil man auch bemerkte, daß diese Art der
 Unterhaltung ihr Vergnügen machte, veran-
 laßte, daß ihr niemand dabei hinderlich war.
 Doch entwickelte sich auch zugleich bei Theresen
 ein ganz eigenthümlicher Sinn. Der Gedanke,
 für diese Welt Glück und Lebensfreude
 verloren zu haben, erhöhte durch Gram, so
 sehr Religiosität diesen auch milderte, die
 Reizbarkeit der ohnehin nervenschwachen Dul-
 derin. Das häusliche Glück Eisenbergs und
 seiner Gemahlinn schien, ohne daß es diese
 bemerkten, und ohne daß es sich Therese viel-
 leicht selbst bewußt war, durch den Gedanken,
 ein ähnliches Glück verloren zu haben, Theresens
 sanfte Schwermuth zu vermehren. Ihr
 alter Freund und Lehrer, der immer nur den
 Blick von dieser Welt auf Tod und Grab,
 den Himmel und die seligen Bewohner desselben
 gewandt hatte, war allmählich hiedurch
 zu der Schwärmerei übergegangen, daß diese
 seligen Geister sich dem Menschen nähern, selb-

ner Seele Gedanken, Erhellungen und hohe selige Gefühle als Verschmack des Himmels einhauchen könnten, und er glaubte selbst durch einige Ahnungen und Vorgefühle Beweise hiesür aufgefunden zu haben. Therese, die einzige im Hause, der er Etwas davon entdeckte, wurde hiervon fortgerissen. Der Gedanke an diese seligen Geister und an eine Welt jenseit des Grabes, den bei der ewigen Dunkelheit nichts störte, nichts durch einen neu erhalten sinnlichen Eindruck unterbroch, machte Theresen mit allen Bildern ihrer Phantasie so innig, so vertraut, als ob diese auch außer ihr ein wirkliches Dasein gehabt hätten. Der gute Zierlein, der bei seiner Einsamkeit auch in seinen frühern Jahren auf das Studium der Kirchväter und hierunter der Neuplatoniker gefallen war, wurde bald ihr Vertrauter. Sie erbauten sich ein völliges System. Die Stufenfolge hier auf Erden schien ihnen Beweis, daß solche auch in der unsichtbaren Welt Statt finden müsse, und daß vielleicht der niedrigste der Geister von dem höchsten noch weiter, als die Thierpflanze von dem Menschen entfernt sey. Ueberzeugt, daß der Mensch sich hier zu ei-

nem höhern Wirken jenseit des Grabes vorbereite, durch Tugend eines höhern Glücks würdiger werde, nahmen sie auch an, daß etwas Aehnliches im Geisterreiche Statt finde, und jedem Geiste sein Wirkungskreis in der sichtbaren Welt angewiesen wäre. Weil sie aber voraussetzten, daß diese Geister nicht frei von Zwietracht und Irrthum wären, so that es ihnen bei ihrer Liebe für das höchste Wesen so unendlich wohl, sich hiedurch den Ursprung des Uebels zu erklären. Mit ihren religiösen Begriffen stand dieses nicht im Widerspruch. Engel waren ja als göttliche Boten erschienen, Apostel hatten Gesichte! warum sollte den Frommen und Guten nicht etwas Aehnliches zu Theil werden? Und es kam noch sogar, so demüthig Beide sonst auch waren, ein heimlicher Stolz hinzu, der ihnen den Gedanken, mit Geistern in Verbindung zu stehen, doppelt angenehm machte. Denn sie nahmen an, daß der Mensch, der unaufhörlich an seiner moralischen Vervollkommenung arbeitet und es so weit gebracht hat, daß seine Leidenschaft und Begierde nur der Stimme des Gewissens gehorcht, hiedurch eine so hohe Stufe menschlicher Vollkommen-

heit erreicht habe, daß die Gottheit, die jede Tugend lehrt, und die nie einen Geist in Unthätigkeit halten, sondern durch beständiges Fortschreiten belohnen will, bei einem so tugendhaften Sterblichen bisher unthätig schlummernde Kräfte weckt. So erhielt nach ihrer Meinung Sokrates seinen Dämon, und der Fromme und Tugendhafte werde hierdurch hienieden schon mit höhern Wesen in jene Verbindung gesetzt, die ihm zum Lohne erst jenseit des Grabes bestimmt war.

So schwärmten die Weiden, und was zuvor nur Sache der Einbildungskraft gewesen war, hielt Therese, da nun Alles bei ihr in ein System geordnet war, als Sache des Verstandes für Gewißheit und Ueberzeugung; und da sie diese für zu erhaben, zu heilig hielt, um sich darüber gegen Jeden zu äußern, Widersprüche aber als eine Art von Entweihung betrachtete, so schlugen alle diese Ideen bald unvertilgbare Wurzeln. Ihre Gesundheit nahm ab. Eisenberg bewog sie auf den Rath des Arztes zu einer Reise nach Karlsbad in seiner und Marianens Gesellschaft. Dort ließ ein Künstler sich auf der

Harmonika hören, Therese wurde davon ganz fortgerissen, und wie sehr wünschte sie ihrem Freunde diesen Genuß. Der Künstler, ein sanfter bescheidener Mann, wurde durch Theresens Schicksal und ihren Enthusiasmus für sein Spiel ihr bald ergeben, machte sie mit der ganzen mechanischen Behandlung seines Instruments bekannt. Er hatte die Glocken dazu in einer benachbarten Glashütte versertigen lassen, und da der Oberst den Wunsch in Theresens Seele las, und ihr gern diese Freude gewähren wollte, so gab er die Kosten her, und Zierlein war vor Freuden ganz außer sich, als Therese mit einer Harmonika zurückkam. Beide beschäftigten sich nun unaufhörlich mit dem Instrumente, und brachten es bald darauf zu nicht gemeiner Fertigkeit. Der nachtheilige Einfluß, den dies Instrument auf das Nervensystem des Spielenden hat, war damals noch nicht gehörig bekannt. Theresens Nervenschwäche und Reizbarkeit vermehrten sich, und die Bilder ihrer Phantasie gewannen hiedurch höheres Leben. Ihr alter Freund und Lehrer erkrankte, es war allmälige Entkräftung; er sah seinem Tode mit freudiger Hoffnung entgegen. Die

Familie Eisenberg besuchte ihn oft; Therese ließ dann ihre Harmonika zu ihm bringen.

Ach! sagte der Alte, wenn sie ihm ein paar Choräle darauf vorspielte, das ist die köstlichste Arznei.

Dies geschah auch eines Tages, als ihn der Oberst, Mariane und Therese ungewöhnlich schwach fanden. Therese mußte ihm einleige seiner Lieblingschoräle vorspielen. Ihm fielen zum Erstaunen der Anwesenden, welches noch nie geschehen war, während des Spiels zuweilen die Augen zu. Er faltete die Hände und sprach mit sanfter Stimme:

Ach Herr! laß dein lieb' Englein
Am letzten End' die Seele mein
In Abrahams Schooß tragen.

Therese glaubte, er wünsche den Choral, begleitete ihn daher mit der Harmonika und ihrer Stimme.

Er stirbt! rief Mariane.

Therese schloß, die letzten Töne der Harmonika verhallten. Das Haupt des Greises sank auf seine Schulter, er war nicht

mehr. Er hatte Theresen durch ein besonderes Vermächtniß seine Stubenvögel und seine Blumen hinterlassen. Sein Tod war für sie ein unersetzlicher Verlust; aber der Gedanke, daß sein Geist sie als ein guter Genius umschwebte, und ihr auf mancherlei Weise seine Gegenwart andeute, war bei ihr fest gewurzelt, und hatte auch so viel Tröstliches, daß Niemand auf dessen Widerlegung hartnäckig bestand. Sie war jetzt zuweilen wieder einsam, die Musik ihr Gesellschafter, Tröster und Freund; sie ward ihr daher nicht bloße Erholung, sondern füllte beinahe ihre ganze Zeit. Sie brachte es auf der Harfe und Harmonika zu hoher Vollkommenheit, und wußte jedes ihrer Gefühle mit einer Innigkeit und zugleich einer Kunst auszudrücken, die selbst den Kenner überraschte. Durch Beschäftigung mit der Tonkunst und zum Theil auch durch das Vorlesen der Dichter, die Eisensberg vorzüglich vortrug und wovon Therese viele Stellen auswendig behielt und vortreflich deklamirte, entwickelte sich ein gewisser poetischer Sinn, so daß oft, besonders wenn sie lebhaft sprach, ihre Worte sich unwillkürlich in ein Silbenmaß ordneten, wobei sie zu

gleich ihre Harfe fast nie von sich ließ, oft unwillkürlich in die Saiten griff, gleich als ob ihre Worte ihre Empfindung nicht ganz auszudrücken vermöchten. Zuweilen dichtete sie ganze Gesänge, wobei immer Tod und Grab, so wie der Gedanke an selige Geister und das Glück der Ewigkeit zum Grunde lagen, und wenn sie hievon begeistert eine zufällige Veranlassung erhielt; dann sang sie diese Lieder mit einer Innigkeit und einem Ausdruck, die Jeden, der sie konnte, um so mehr aber jeden Fremden zum Staunen bewegten.

Ein sanftes religiöses Mädchen, in der Brüdergemeine erzogen, war ihre Aufwärtlerin, und diese, durch einen so lebhaften, ihr unbekannten Ausdruck der Gefühle überrascht, äußerte zuerst im Vertrauen gegen Mitglieder ihrer Gemeinde, daß Therese von Gott begeistert die Gabe der Weissagung erhalten hätte, und mit seligen Geistern in Verbindung stünde. Das Gerücht lief bald umher; dem Obersten selbst war Theresens Krankheitszustand nicht unbemerkt geblieben; sie selbst aber hielt sich für gesund, und verwarf daher jede ärztliche Hülfe. Allmählich ward ihre eigen-

thümliche Art, sich zu äußern, der Familie nicht mehr besremdend, machte aber auch bald auf sie nicht selten einen ganz eigenthümlichen Eindruck; und bei der Neigung des Menschen zum Wunderbaren schien zuerst ein dunkles Ahnen, und bald ein Vertrauen auf Theresens Weissagungsgabe zu erwachen. Der Oberst selbst wurde hiedurch überrascht, da er, nachdem er schon drei Jahre verheirathet war, zum erstenmal Vaterfreuden hoffte. Allein die Stunde der Geburt näherte sich, der Arzt wurde bedenklich, der Oberst fürchtete für das Leben seiner Gemahlin. Therese war davon unterrichtet. Der Oberst näherte sich ihr mit Innigkeit.

Veten Sie, sagte er, liebe Therese, für das Leben unserer guten Mariane. Was würde ich, wenn ich sie verlieren sollte!

Therese griff wild in die Salten, allmählich aber ging sie in sanfte Töne über, und sie begann mit schwärmerischem Ausdruck:

Kalt und öde, dumpf und schaurig

Ist das Grab,

Und was lebet, blicket traurig

Dort hinab.

Denn im kühlen Grabe schwindet
 Lebenskraft,
 Uns ist, was den Platz dort findet,
 Weggerafft.

Aber jeden Stoff zu Thränen,
 Jede Pein,
 Leises Harren, stilles Sehnen
 Schließt es ein.

Wo die Palme für den Müden
 Freundlich weht,
 Ist der Stoff zum ewigen Frieden
 Ausgesät.

Drum bejammert keinen Todten;
 In das Grab,
 Rufen ja des Himmels Voten
 Ihn hinab.

Die Oberstin ward Mutter eines gesunden
 Sohnes, dieser aber starb nach wenig Tagen,
 und der Oberst erinnerte sich nun doch zuweilen
 an Theresens ahnungsvolle Worte, da
 ihm noch zwei Kinder starben. Ein paar seltsamer
 hingeworfenen Aeußerungen wurden verbreitet,
 und bald zweifelte Niemand mehr in
 dem ganzen Städtchen an Theresens Weisheit.

gunstgebe, besonders da der Stand des Obersten und ihre Abgezogenheit von jedem Umgange die Menschen sich ihr zu nähern und mit ihr genauer bekannte zu werden hielten.

Jene Schwermuth aber, welche über den Verlust der ältesten Kinder Marianen selbst oft tief beugte, so daß ihr dabei Theresens Tröstung und Hinblick auf jene Welt höchst willkommen war, verschwand, da sie Mutter einer Tochter wurde, die, als sie Schlesiens verließ, dort bereits an den Freiherrn v. Dürghelm verheirathet war. Zwei Söhne folgten, beide waren durch eine herrliche Erziehung zu vortrefflichen Männern gebildet, beide standen in Kriegsdiensten, hatten für ihren Stand die höchste Anhänglichkeit. Wilhelm, der älteste, war schnell befördert, und Ernst, der jüngere Bruder, war in einem Alter von funfzehn Jahren so gebildet, daß die Eltern seinen Wunsch, ihn bei dem nämlichen Regimente Dienste nehmen zu lassen, um so eher befriedigen konnten, da er an Wilhelm einen Freund und einen Bruder hatte, der über ihn zu wachen, ihn zu leiten

und alles für ihn zu thun bereit war. Daher waren Eisenberg und seine Gattin, ob sie gleich den Wunsch hegten, daß einer ihrer Söhne sie auf ihre Güter begleiten möchte, doch weit entfernt, in sie zu bringen, als Eisenberg Schlessien verließ. Er war erst spät zum Obersten befördert, da bei seinem Regimente sehr wenig Avancement Statt gefunden hatte. Diese langsame Beförderung, seine Jahre und sein Sinn für häusliches Glück hatten allmählich den Wunsch erzeugt, den Ueberrest seiner Tage in jener Ruhe zu verleben, die doch wohl ein Jeder beim Zunehmen seiner Jahre sich wünscht. Friedrich der Große starb, der König, an dem seine ganze Seele hing, war nicht mehr. Neue Einrichtungen, die mit denen, woran er gewöhnt war, nicht völlig übereinstimmten, machten ihn unzufrieden. Die Hoffnung, daß Frankreichs Revolution das Glück der Menschheit herbeiführen würde, hatte bei ihm fest gewurzelt; die Aussicht, daß Preußen an einem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde, schien immer wahrscheinlicher. Daher nahm er seinen Abschied, erhielt ihn mit allen Aeußerungen königlicher Gnade,

und innigst bedauert von Allen, die ihn kannten, und von den Segenswünschen seines Regiments und der Bürgerschaft, selbst von vielen Thränen begleitet, trat er jetzt seine Reise nach Preußen an, wohin von allen seinen Verwandten nur Therese mit ging, die daher dem Obersten und seiner Gemahlin, denen sie schon immer lieb und werth gewesen war, als eine freundliche Erinnerung aus ihren vergangenen Zeiten mit jedem Tage theurer wurde.

Herzliche Anhänglichkeit für Marianne hatte den guten gefühlvollen Eisenberg vom Gedrusch der großen Welt allmählich entwöhnt, da häusliches Glück und eheliche Liebe, bald auch Vaterfreude sein ganzes Herz füllte. Sorgfalt für die Erziehung der Kinder kam hinzu. Die Geschäfte seines Standes, Lesen und Musik nahmen seine übrige Zeit völlig hin. Daher wurde ihm der Uebergang zum Landleben weder schwer noch unangenehm, wenn auch gleich bei der Abwesenheit seiner Kinder sein häuslicher Zirkel jetzt so klein war. Denn jene Menschen, über welche ihn und seine Gemahlin jetzt die Hand der Vorsehung gesetzt hatte, schienen ihnen hiedurch zugleich

Ihrer Fürsorge anvertraut, auf sie eine Art von Kinterecht erhalten zu haben, und Sorge für die Wohlfahrt und Zufriedenheit dieser Menschen erzeugte eine Menge von Geschäften. Eisenberg und Mariane wurden die Wohlthäter ihrer Unterthanen, waren frei von drückender Sorge, sahen rund um sich nur glückliche Menschen, hatten Freude an ihren Kindern, fühlten sich unaussprechlich glücklich, und dankten oft mit Freudenthränen der Vorsehung, die ihr Schicksal auf diese Weise gelenkt hatte. Es war jener Friede Gottes, der in ihrer Seele wohnte, und von dem, gerade weil er höher als alle Vernunft, einzig Sache des Herzens ist, so Mancher keinen Begriff hat.

Therese schien hier wie zu einem neuen Leben erwacht, sie konnte hier an manchem wohlthätigen Geschäfte Theil nehmen, manchen Plan für das Glück ihres Nebenmenschen entwerfen. Auch fühlte sie sich bald im Schooße der Natur nicht mehr so einsam. Das Rauschen der Zweige, das Dufte der Blumen, der Gesang der Vögel schufen ein gewisses Leben um sie her. Sie ließ sich in dem Englis-

schön Garten' eine Partie anlegen, die einen Kirchhof vorstellte, und auf diesem eine Laube, derjenigen ähnlich, worin sie oft an Seeborns Seite saß. Hier erwachten oft alle Erinnerungen vergangener Tage, hier pries sie oft die frohen Hoffnungen, die sie einst mit in jene Welt hinübernehmen würde, und gewöhnlich wandte sich jedes ihrer Gespräche doch zuletzt auf Tod und Grab. Dies war einst der Fall, als sie mit dem Obersten und Marianen an einem schönen Frühlingstage in der Laube saß. Gute Theresel sagte, die Oberstin, wohl uns, daß wir mit froher Hoffnung an die Ewigkeit denken können; aber auch diese Welt ist schön, auch hier hat uns ein gütiger Vater so unendlich viel Gutes verschaffen.

Und doch, sagte Theresel — sie lief schnell durch die Saiten der Harfe — Alles geht vorüber, alles welkt dahin. Was bleibt dem Menschen? Das Grab. Ihre Thöne wurden sanfter und milder, sie begann, von der Harfe begleitet:

Das blühende Mädchen, der lachende Knabe,
Versinken so schnell, wie der Preis an dem
Etage

Ins Grab.

Es schüthet nicht Ruhe, noch innerer Frieden,
Es ruft der Tod den Frohen, den Müden
Hinab.

Blätter, die fallen, Blumen verblühen,
Die herrlichsten Freuden des Lebens entfliehen
So schnell.

Doch trocknet die Thräner, seid ruhig ihr
Lieben,

Es dämmert uns allen die Freude dort drüben
So hell.

Die Freude der Eltern, die Hoffnung des
Batten

Entfliehen, wie Weste durch kühlende
Schatten,

Dabin.

Doch wem kann darüber das Herz wohl noch
bluten,

Es ist ja das Sterben dem Frommen dem
Guten

Gewinn.

Ist uns wohl ein bleibendes Glück hier gegeben?

Ist nicht bloß zur Prüfung dies klägliche Leben
Voll Noth?

Befreit nicht von Unmuth, von Plage und
Jammer,
Und führt uns nicht Alle zur friedlichen
Kammer

Der Tod?

Die Vorsicht führt Alles in richtigem Gleise,
Entrust oft den Guten dem glücklichsten
Reise

Zur Ruh.

„Du hast dich entronnen dem Valle voll
Mängel,“

So flüstern Afforde von Stimmen der Engel
Ihm zu.

Dich decket nicht ewig der moosige Hügel,
Ein Gott, ein Vater zersprengt die Riegel
Der Gruft.

Dann stockt die Thräne, dann schweigt
die Klage,

Wenn er dich dem Grabe am letzten der Tage
Entrust.

Dann fehret der Gute zum Kreise der Seinen,
Die selige Freuden auf ewig vereinen,
Zurück.

Drum ruhig! der Tod ist auch himmlische
Gabe,
O wendet, ihr Theuren! zum Himmel vom
Grabe

Den Blick.

Sie schwieg. Zuweilen nur berührte sie noch eine einzelne Saite, gleichsam um einen Nachhall ihrer Empfindungen zu erwecken. Sanfte Schwermuth war die allgemeine Stimmung der Anwesenden. Eine Note lag neben Theresen, sie zerstückte sie schweigend. So, sagte sie, und warf die Blätter senkend auf die Erde. — Ein Bedienter nähert sich, er brachte einen so eben angekommenen Brief.

Was ist das? sagte der Oberst, ein schwarzes Siegel? — Er riß ihn auf, seine Wangen wurden bleich, seine Hand zitterte.

Gott! sagte die Oberstin, es ist Burghelms Wappen.

Therese griff in die Saiten, und sang
wie eine Begeisterte:

Du hast dich entwunden dem Balle voll
Mängel,
So flüstern Aelforde von Stimmen der Engel
Euch zu.

Unsere Tochter, sie ist bei Gott! sagte
Eisenberg.

Und wir, rief Mariane, indem sie ihn
an ihr Herz drückte, sind vielleicht bald mit
ihr vereint.

Das verhüte Gott! sagte Eisenberg.
Die Sterbende bittet uns, ihre Wilhelmine
zu erziehen, damit sie, dies sind ihre Worte,
so ruhig wie ihre Mutter, aus der Welt das
hin scheide. Und dieses heilige Vermächtniß
müssen wir erfüllen.

Therese begann feierlich:

Erhalt uns, Herr! mit dir im Bunde,
Dann schrecket uns nicht Tod, nicht Grab;
O Vater! in der trübsten Stunde
Strömt segnend dann dein Trost hinab.



Daß der Oberst und seine Gemahlin lange und mit inniger Rührung den Verlust der guten Tochter fühlten, und daß der Anblick der kleinen Wilhelmine, die ihr Vater ihnen überlieferte, ihr Herz mit neuer Behmuth füllte, war unausbleiblich. Bald aber wurde das Kind der Liebling des ganzen Hauses; Therese ließ es beinahe nicht von der Seite, und Wilhelmine, unter solchen Menschen gebildet, wuchs in jedem Guten, und wer sie genau kannte, war zweifelhaft, ob er den Schönheiten ihres Körpers oder Geistes den Vorzug geben sollte. Therese, von der Hand des kleinen Mädchens geleitet, sagte oft, es ist mir so, als führe mich mein schützender Engel. Kein Wunder, daß daher auch ihre Gespräche mit der Kleinen oft eine eigenthümliche Richtung erhielten. Sie erzählte ihr von den Engeln, diesen schönen himmlischen Wesen, die von der gütigen Vorsehung dem Sterblichen als freundliche liebevolle Begleiter zugesellt, mit allen seinen Gedanken und Gefühlen bekannt wären, sich jeder guten Gesinnung, jeder frommen Empfindung freuten, und in dem Entschlusse zum Guten bestätigten; und oft fragte Wil-

Helmine am Abende, ehe sie schlafen ging: ob auch wohl heute mein Schutzengel mit mir zufrieden gewesen seyn mag? — Das ganze Wesen des Kindes hatte eine eigenthümliche Confinnuth, ihre Sprache war rein und sanft, die Haltung des Körpers, jede Gebehrde, der freundliche Blick des großen blauen Auges, Alles hatte Etwas von den Engeln, jenen himmlischen Wesen, angenommen, die durch Theresens Unterhaltung unaufhörlich vor ihrer Phantasie schwebten. Selbst ihr Ausdruck erhielt Einiges von Theresens Eigenthümlichkeit, die auch ihren Liebling mit Gesang und Musik bekannt machte. Eisenberg fing an bedenklich zu werden.

Unsere Wilhelmine, sagte er zu seiner Gemahlin, erhält zwar eine herrliche Richtung; aber nur für den Himmel.

Die fromme Mariane drückte dann ihren Gemahl an ihre Brust. Was ist, sagte sie, diese Welt? Dort, dort oben ist ja schon unsere Tochter; die Erde wird auch einst unter unsern Füßen zurückbleiben, dort ist ja unsere Bestimmung, unser Zweck.



So wuchs Wilhelmine mit einer seltenen Reingkeit des Herzens heran. Eisenbergs Freude war es, sie zu unterrichten, und da er einen großen Theil des Winters gewöhnlich in Königsberg zubrachte; so benutzte er vorzüglich diese Zeit, um für seine Wilhelmine noch manchen Lehrer anzunehmen. Gern bewilligte er daher ihren Wunsch, als sie Unterricht im Blumenmalen zu erhalten wünschte. Schröder, ein talentvoller junger Mann, der sich eigentlich dem Baufache gewidmet hatte, aber bei der Nothwendigkeit, eine alte Mutter ernähren zu müssen, den augenblicklichen Erwerb als Zeichenlehrer und Miniaturmaler erwählte hatte, wurde Wilhelminens Lehrer, sah mit Erstaunen ihre herrlichen Anlagen, und bestimmte die Großeltern, solche auszubilden. Wilhelmine leistete in kurzer Zeit viel, und bald wurde es ihr Lieblingsgeschäft, solche jugendliche Köpfe, so wie die Engel vor ihrer Phantasie schwebten, zu entwerfen. Schröder wurde von dem Talent seiner zwölfjährigen Schülerinn entzückt, die noch drei Winter hindurch von ihm Unterricht erhielt. Oft baten ihn die beiden Großeltern, nicht durch sein Lob die Eitelkeit des jungen Mäd-



wens zu wecken. Doch ward der herzlichste und
 lebhafteste junge Mann auch hiedurch der Familie
 bekannter, als er es vielleicht ohne diese
 Theilnahme für seine Schülerin geworden wäre;
 und da er einst mit einem Ausdruck von
 Schwermuth äußerte, es gehe ihm nahe, den Aus-
 blick der schönen Natur entbehren und sein Le-
 ben zum Theil bei einem zwecklosen Unterricht
 verträumen zu müssen, that ihm Eisenberg
 den Vorschlag, ihn mit dem Frühlinge zu be-
 suchen, und einige Monate, so lange es ihm
 gefällig wäre, auf seinem Landstuhle hinzubrin-
 gen. Der Vorschlag wurde mit Dank ange-
 nommen, und Schröder, der mit ganzer See-
 le an seiner Kunst hing, nebenher auch Mus-
 ik- und Schauspiel-erleb, einen schönen Tenor sang, ein herrs-
 chafter Vorleser war, wurde bald allgemein be-
 liebt. Selbst Therese zog ihn an sich. Das
 Wundervolle, welches der Ruf von ihr um-
 hertrug, und auf mancherlei Weise vergrößerte
 und verschönernte, erwarb ihr seine Aufmerk-
 samkeit. Denn seit dem Augenblicke, worin
 ihr Gesang der Nachricht vom Tode der ge-
 liebten Tochter vorhergegangen war, sagte
 ein leises Gerücht, welches in der ganzen Ge-
 gend umherlief, daß sie, mit himmlischen Seh-

stern vertraut, von diesen zuweilen Aufschlüsse über die Zukunft erhalte. Die Phantasie des jungen Künstlers wurde hiedurch aufgeregt. Da er ohnehin Wilhelminen in ihrer Gegenwart Unterricht gab, so wurde auch er ihr hiedurch immer näher bekannt. Er accompagnirte ihr zuweilen auf der Violine, sang mit ihr, und wurde ihr Vorleser. Der Tod Abels, Milton's verlorenes Paradies, Klopstocks Messias, Tiedge's Urania und die vorzüglichsten religiösen Dichter wurden jetzt täglich gelesen. Therese war oft davon ganz begeistert, wozu Schröders schöner Vortrag nicht wenig beitrug; und auch Wilhelmine wurde mehrentheils durch diese Lektüre innigst gerührt. Sie that nicht allein in der Malerei große Fortschritte, sondern auch ihre Declamation gewann. Hiedurch entwickelten sich noch allmählich die Eindrücke der ersten Erziehung, und Klopstock würde das fromme, sanfte und gefühlvolle Mädchen für seine Sidly erkärt haben.

Bei dem Obersten gewann Schröder mit jedem Tage, nicht bloß weil er dessen Baulust hin und wieder zu Statten kam, sondern

auch überall mit einem gebildeten Geschmack manche kleine Anlage zu verschönern wußte. So lag an der Grenze des Guts ein Grundstück, worauf der Oberst wegen seiner Entfernung ein kleines Vorwerk abgebaut hatte. Ein Wald bildete einen Halbkreis um ein fruchtbares Ackerfeld und Biesen, die sich allmählich gegen einen Landsee neigten, in dem sich eine kleine mit Buschwerk bewachsene Insel erhob, und die große Ebene auf dem entgegengesetzten Ufer des Sees bot dem Auge von einem Hügel, der vor dem Mittelpunkt des durch den Wald gebildeten Halbkreises lag, eine weite und abwechselnde Aussicht über Dörfer und Ackerfeld, und aus dem Hintergrunde ragte noch die Kirchturmspitze, und schimmerten die rothen Dächer eines kleinen Landstädtchens hervor. Ernst, der jüngste Sohn des Obersten, ein leidenschaftlicher Jäger, hatte diesen Ort zu seinem Lieblingsplätzchen gewählt, und der Oberst ihm zu Ehren die neue Anlage Ernstwalde genannt. Nach Schröders Zeichnung wurde jetzt ein einfaches, aber geschmackvolles Landhaus auf der Spitze des Hügels erbaut, und der schon früher angelegte Garten, der sich an den bel-

den Seiten und hinter dem Häubchen bis nach dem Walde zu erstreckte, auf mancherlei Weise verschönert. Der Oberst erwartete seinen Sohn noch in diesem Gemmer, und freute sich nicht wenig, ihn bei seiner Ankunft zu überraschen. Er hatte dies kleine Grundstück, welches übrigens von keinem großen Werthe war, von seinen übrigen Gütern abgesondert, die darauf haftende Schulden auf sein Hauptgut übertragen lassen, und eine Abtretungs-urkunde sollte den geliebten Sohn bei seiner Ankunft in den Besitz dieses ihm so angenehmen Grundstücks setzen. Schröder, der schon dem Obersten ein Jahr früher die Zeichnung zu dem Landhause gegeben hatte, welches er nun beinahe vollendet antraf, legte nun noch selbst die letzte Hand an, indem er die wenigen Zimmer geschmackvoll malte, und so war Alles vollendet, als der geliebte Sohn erschien, dem man aber Alles sorgfältig verschwiegen hatte. Die Oberstin hatte für die Einrichtung des Ganzen gesorgt, und Ernst wurde nicht wenig überrascht, als er, dem man eine Spazierfahrt vorgeschlagen hatte, in diese seine neue Besitzung trat, der Vater ihn zärtlich in die Arme schloß und ihm die Urkunde,

wodurch er das Eigenthum von Ernstwalde erhielt, übergab. Alles war genährt, und eine sanfte Freude leuchtete aus jedem Blicke. Nur Therese stand düster und schweigend da. Die Uebrigen in ihrem unschuldigen Freudenrausch bemerkten dies kaum. Nicht so Schönbauer; er schrieb ihre Empfindungen auf den Mangel des Gesichts. Die Arme, dachte er mit sanfter Theilnahme, kann, was hier die allgemeine Freude veranlaßt, nicht fassen. Theilnehmend näherte er sich ihr, um ihr Alles so viel als möglich zu verdentlichen und sie hiedurch auch für die allgemeine Freude zu stimmen. Er bot ihr den Arm, führte sie in den Garten, wo er ihr Alles mit der möglichsten Lebhaftigkeit beschrieb.

Ach! sagte Therese, wollte Gott, daß Ernst nach den Stürmen des Lebens hier Ruhe fände.

Sie setzten sich auf eine Rasenbank.

Es liegt mir schwer auf der Seele, fuhr Therese fort, und eine bange Ahnung flüstert mir zu: Eure Lebensfreude wird dahin schwinden, wie ein schöner Frühlingsabend, den ein Gewitter unterbricht.

Woher dies traurige Bild, diese trübe Vorstellung, mein Fräulein? sagte Schröder.

Es ist, antwortete Therese, nicht Vorstellung, nein! nein! diese innere Stimme, die mich nie täuscht.

Sie hob ängstlich die Hände gen Himmel. Vater, rief sie, dein Wille geschehe!

Schröders heitere Stimmung wurde hies durch getrübt, allein der Oberst und seine Gemahlin, Wilhelmine und Ernst, fühlten sich so innig, so froh, und Alle kehrten erst mit dem Einbruche der Nacht zurück. Theresens Stimmung aber hatte auf Schröder gewirkt, sein Blut wallte, er machte noch einige Gänge durch den Garten. Der Vollmond leuchtete so freundlich, und eine Nachtigall sang in dem Erlengebüsche, das über einem kleinen Bache hing, der sich an der einen Seite des Englischen Gartens schlängelte. Schröder setzte sich an das Ufer. Der Mond spiegelte sich in dem Bache, und beleuchtete mit einem melancholischen Lichte den gegenüber liegenden von Theresen angelegten Kirchhof. Schröder blickte hinüber: Vergänglichkeit, Tod und

Grab erzeugten so mancherlei Gedanken. Da dachte von fern noch ein Harfengeläute, er horchte, trat näher. Therese, deren Schlafzimmer im ebern Stockwerke war, hatte das Fenster geöffnet, und sang noch leise zur Harfe:

Gieb, Vater! gieb uns Kraft und Muth,
Wenn alle Freude, Hab' und Gut
In einem Augenblick verschwindet.
Loß uns, o Vater! Dir vertraun,
Auf Erden nicht ein Glück uns baun,
Das nie der Sterbliche hier findet.
Schüh' vor Verzweiflung, Herr der Welt,
Wenn Alles plötzlich hier zerfällt.

Die phantasirte noch eine Zeitlang fort. Eine finstere Wolke bedeckte den Mond; die schöne nächtliche Landschaft verschwand, Alles lag da, düster und schwarz. Auch Schröders Seele wurde von banger Ahnung ergriffen, langsam ging er nach seinem Schlafzimmer, und wiederholte Theresens Worte: dein Wille geschehe!

Der Oberst hatte oft den Gedanken gehegt, die baufällige Kirche seines Dorfes neu

zu bauen, und dazu schon seit einigen Jahren Baumaterialien gesammelt. Schon hatte er den Kirchhof verschönert, ihn mit wilden Rosen und weissen Nußbäumen bepflanzen und mit einer grünen dichten Hecke umgeben lassen, und dieses gab dem ganzen Dorfe, worin überall Wohlstand und Reinlichkeit herrschte, einen neuen romantischen Anblick. Schröder, der nicht bloß Maler, sondern auch praktischer Architect war, übernahm jetzt die Aufsicht über den Bau der Kirche, und malte zugleich ein herrliches Altarblatt, die beiden Jünger zu Emmaus in dem Augenblicke, wo sie mit inniger Nahrung, Staunen und herzlichster Freude bei dem Brechen des Brodes ihren Herrn und Meister wieder erkennen. Wilhelmine wurde hiedurch sich immer mehr der Malerei zu widmen bestimmt, und dem Obersten wurde der junge Mann, der seiner Vauslust zu Hülfe kam, beinahe unentbehrlich. Die Kirche, ein geschmackvolles, aber prachtloses Gebäude, stieg schnell empor. Des Sonntags wurde in der Zwischenzeit der Gottesdienst an schönen Tagen im Garten, bei trübem Tagen im großen Gartensale gehalten, wobei Therese den Gesang zuweilen mit

Der Harmonika, größtentheils aber Schröder durch seine Stimme und das Fortepiano leitete, und hiedurch mit jedem Tage nicht bloß der Familie, sondern beinahe auch jedem Einwohner von Birkenwalde theuer und werth wurde. Oft hatte er den Wunsch geäußert, Italien zu sehen und sich dort so ganz zum Künstler zu bilden, und versicherte, daß bei seinen wenigen Bedürfnissen und bei seiner Absicht, die Reise zu Fuß anzutreten, er noch immer die erforderliche Summen zusammen zu sparen hoffe. Lächelnd erzählte er jetzt, wie er ein paarmal hiezu den Anfang gemacht, und einmal durch einen jungen Mann, den er für seinen Freund gehalten, getäuscht, das zweite Mal aber mit herzlichster Freude während der Krankheit seiner jetzt verstorbenen Mutter diesen Sparpfennig aufgeopfert habe. Der Oberst hielt sich für einen reichen Mann. Freundlich ergriff er Schröders Hand, da so eben die Nachricht von dem zwischen Frankreich und Oestreich abgeschlossenen Frieden angelangt war.

Wie reifen, rief er, auf den künftigen Frühling nach Italien!



Schröder konnte seine Freude nicht bergen; einem so vortrefflichen Manne hierdurch verbindlich zu werden, hatte für ihn kein Bedenken. Jeder nahm daran herzlichen Theil. Nur Therese saß ernst und in sich gekehrt, und durchlief die halben Töne ihrer Harfe.

Und Sie, rief er, Verehrungswürdigste! freuen Sie sich denn nicht auch meines Glücks?

Therese griff noch einige Akkorde und begann:

Gleich Blümchen auf der Heide
Erkeimen Glück und Freude;
Doch man erhascht sie kaum.
Schnell wie ein Morgentraum,
O weh! entfliehen beide
Dahin, Dahin!

O Mensch! Ach! Deinen Sinn
Nie auf ein Glück hienieden,
Sonst ist sein ganzer Frieden
Dahin, Dahin!

Dies störte einigermaßen die frohe Stimmung. Schröder, der mit Theresens hoher Frömmig-

felt bekannt, dem umherlaufenden Gerücht doch immer einigen Glauben beimaß, wurde dadurch mit mancher bangen Ahnung erfüllt, die aber der Oberst, gegen den er sie entfernt äußerte, bald zu bekämpfen wußte, und so hatten seine Geschäfte nun um so schneller ihren Fortgang. Der Gedanke an die Reise nach Italien erzeugte eine Menge froher Aussichten und lieblicher Bilder, und diese füllten Schüdders ganze Seele. Seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, dies bei jeder Gelegenheit zu äußern. Alle nahmen an seiner Freude Theil, Therese ausgenommen.

Sollten Sie, sagte er einst, nicht auch mit meinen frohen Hoffnungen übereinstimmen? Vey der aufrichtigen Hochachtung, die ich für Sie hege, wünschte ich doch auch, daß Sie meine Freude theilten.

O! sagte Therese, wohnt denn einzig die Kunst nur unter Italiens Himmel? Liegt denn im Deutschen nicht auch für sie der göttliche Keim?

In der That, sagte der Oberst, so hohe Achtung ich für die Meisterwerke der Alten

und die Künstler Italiens habe, so ist es mir doch oft auffallend, daß bei allem unsern Fortrücken in den Wissenschaften, bei unserer deutlichen Vorstellung von allen Regeln der Kunst wir nicht weiter kommen, nicht einmal eben so viel leisten.

O! sagte Schröder, gerade diese Regeln, dieses ängstliche Studium ist, was die Flügel unseres Geistes lähmt. Italiens große Künstler wurden durch fortgesetzte Übung vortreffliche Zeichner, und waren praktisch mit dem Gebrauche ihrer Farben, mit der Wirkung von Licht und Schatten bekannt. Nicht ängstliche Besorgniß, gegen diese oder jene Regel, die Meinung oder den Geschmack eines berühmten Kenners zu verstoßen, lähmte die Flügel ihres Geistes. Hohe Begeisterung, durch Religion, durch Achtung und Liebe für den Gegenstand erzeugt, leitete den Künstler und das schöne göttliche Bild, das vor seiner Seele schwebte, vermochte daher sein Pinsel und Meißel ohne jede Nebenrücksicht auszudrücken. Wir zirkeln, nehmen tausend kleinliche Rücksichten, und unsere größten Künstler liefern daher ein Werk, welches auch nicht ge-

den die entfernteste Regel der Kunst verstößt, aber kalt und gefühllos da steht, weil ihm der Geist fehlt, den nur hoher Schwung der Begeisterung erzeugt, wenn diese einzig die Seele füllt. Auch unsere Gelehrten verstoßen auf die nämliche Weise. Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Tacitus und Ciceron, die Dichter der Griechen und Römer würden vielleicht, von einer unserer Examinationskommissionen geprüft, als Stümper zurückgewiesen werden. Denn wir fordern ja nur Vielwisserei: der Prediger soll über Aesop und Fabeln, der Jurist über Logik und Poetik, der Philosoph über Chemie und Physik, der Arzt über Metaphysik und die Rechenkunst mitzusprechen wissen. Jeder soll Alles gelesen haben, und diese Vielwisserei, dieses Bestreben, sich durch unaufhörliches Lesen alle fremden Kenntnisse zu eigen zu machen, stört das Selbstdenken, macht unsere besten Köpfe zu Kopien, und raubt ihnen jene herrliche Eigenthümlichkeit, die den Alten, die weniger lasen, aber mehr dachten, mehr aus sich selbst hervorhoben, in so hohem Grade eigen ist. Und nur die Beschäftigung mit diesen Alten, nur der Anblick der hohen Meisterwerke der Kunst, ist einzig

im Stande, und über alle das Armselige zu erheben, das uns einengt.

So dachte Schröder! Die schöne süße Hoffnung erzeugte schon in ihm eine Begeisterung. Dies erhöhte seine Thätigkeit, ein eigenthümlicher Geist sprach aus allen seinen Arbeiten. — So lebte diese Familie, geliebt von Gott und den Menschen, ruhig, mit sich selbst zufrieden, im Genuß des reinsten Glücks, das Gott dem Sterblichen hienieden zu geben vermag, und war von jedem Gedanken an eine trübe Zukunft entfernt. Frankreich gab oft lebhaften Stoff der Unterhaltung. Mit Ausnahme der einzigen Theresie, deren sanfter frommer Sinn sich gegen alles Gewaltsame sträubte, und der gemäß auch Wilhelmine dachte, war damals Frankreich das Lieblingsgespräch in Eisenbergs Hause. Denn einige Jahre hindurch beschäftigte die französische Revolution die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Mannes. Eisenbergs menschenfreundliches Herz hoffte durch sie hohes Glück für das ganze Menschengeschlecht herbeigeführt zu sehen. Daher las er mit herzlicher Theilnahme Alles, was für die Sache geschrieben wur-

de. Die Schriften dagegen blieben von ihm ungelesen; daher lernte er auch allen Brenel, der durch sie entsprang, theils gar nicht, theils aus dem minder nachtheiligen Gesichtspunkte kennen. Bald wurde Napoleon sein Held; die Thaten, die Feldherrngröße des Mannes fesselten ihn ganz; alle Leiden der Menschheit, alle Folgen der unaufhörlichen Eroberungskriege wurden übersehen. Selbst Preußens, seines Vaterlandes Schicksal, lag ihm bald weniger als Frankreichs Größe und Glück am Herzen, und er blickte voll Unwillen auf Rußland, welches ihm beides zu behindern schien. Der Friede zu Preßburg war jetzt geschlossen: jene russischen Kriegsvölker, bestimmt, von Schwedischpommern aus auf Hannover zu wirken, kehrten durch Preußen zurück, und ein Theil derselben hatte auf Eisenbergs Gütern einen Rasttag. Die sämtlichen Offiziere nahm er bei sich auf. Unter ihnen war der Lieutenant Fedor Alexiewitsch Slawnikow, ein blühender Jüngling, dessen äußere Bildung gleich zu seinem Vortheile sprach. Er hatte sich einige Kenntniß der Deutschen Sprache erworben, die er unaufhörlich zu vervollkommen strebte, und sein ganzes Betragen verrieth

deutlich die gute Erziehung, die er genossen hatte.

Es ist eine Gestalt, sagte Schröder, die man wohl zu einem Apsoll brauchen könnte.

So gewann er gleich durch den ersten Eindruck; und jene Offenheit der Jugend, die sich in ihrer wahren Gestalt dahin giebt, und auch gleich Freundschaft anknüpft, machte, daß er sogleich an Ernst von Eisenberg, und dieser auch wieder an dem lieben jungen Mann, der sich ihm so zutraulich näherte, Geschmack fand. Ernst liebte leidenschaftlich die Jagd, er glaubte seinem neuen Freunde nichts herrlicheres, als Theilnahme an dem nämlichen Vergnügen anbieten zu können. Ihm wollte er dabei auch zugleich seine kleine Besitzung zeigen; und so wurde auf den nächsten Morgen eine große Jagd veranstaltet.

Ein Vögelgang, welcher in dem Garten während der Sonnenhitze die größte Kühlung gewährte, fesselte die übrigen Offiziere. Eisenberg ließ aus Gefälligkeit für sie den Tisch in diesem Gange decken, und da man auf die



Rückkehr der Jäger schon eine Stunde vergeblich gewartet hatte, so setzte man sich endlich zu Tische, und sie wurden bei der Lebhaftigkeit des Gesprächs beinahe vergessen, besonders von Eisenberg, der seinen hierüber etwas bedenklichen Gästen die Mergänge Frankreichs und die Größe Napoleons allgemein anschaulich zu machen suchte. Aber bald lief ein leises Flüstern durch die Nachricht, die ein Bedienter seinem Herrn brachte, veranlaßt, durch die ganze Tafel umher. Man sagte sich einzelne Worte auf Russisch, nannte zuletzt Slawnikows Namen. Eisenberg wurde aufmerksam, und zugleich waren auch sämtliche Blicke auf die Oeffnung des Bogenganges gerichtet. Auch Eisenberg blickte dahin; Ernst näherte sich bleich und schwankend. Alles schwieg.

Es kam zur Erläuterung. Ernst hatte aus Unvorsichtigkeit den Hahn seines Gewehrs aufgezo gen; während des Gesprächs mit Slawnikow ging das Gewehr los. Ernst war leicht, Slawnikow, der neben ihm stand, gefährlich verwundet. Die Jäger hatten eine Wadre aus Ästen zusammen geflochten, und

brachten ihn so zurück getragen. Schrecken und Nöthigung waren allgemein. Doch bald verminderte sich die Größe der Besorgniß; die Wunde war nicht tödlich. Aber weiter konnte Slawnikow nicht marschiren. Mit Freuden bot ihm Eisenberg bis zur völligen Genesung sein Haus zum Aufenthalt an, und versprach, was in seinen Kräften wäre, für die Genesung des Verwundeten anzubieten. Slawnikow aber war selbst bemüht, seinen Freund so viel als möglich zu entschuldigen. Dieser, seiner eigenen Wunde an der Hand ungeachtet, durchwachte die Nacht am Krankenbette seines Freundes. Die ganze Familie glaubte, dem Verwundeten jeden Beweis der Liebe und des Wohlwollens schuldig zu seyn. Dieser aber, sobald er sich etwas erholt hatte, hielt es für seine erste Pflicht, seiner Mutter von seinem Schicksale Nachricht zu geben, und so entsprangen nachstehende Briefe.

Slawnikow an seine Mutter.

Unendlich freut es mich, theuerste, geliebte Mutter! Ihnen selbst sagen zu können, was Sie wahrscheinlich bereits durch meinen

General werden erfahren haben, daß meine auf der Jagd zufällig erhaltene Wunde keinesweges gefährlich ist. Ich lebe unter den besten Menschen, die Alles, was in ihren Kräften steht, für mich aufbieten, und der bedeutende Schmerz, den ich dulde, ist durch die Bekanntschaft mit so herrlichen Menschen, die mich ihrer Freundschaft würdigen, hinreichend ersetzt. Die Oberstin von Eisenberg, diese vortreffliche Frau, ruft durch ihre wahrhaft mütterliche Sorgfalt für mich, immer Ihr Bild, theuerste Mutter, in meine Seele zurück, und an meinem Vater könnte ich nicht mit größerer Liebe und Achtung hängen als an dem Obersten, diesem herrlichen Greise, der in jenem Heldenalter der Preußen lebte, worin die Krieger dieses Volks Europas Vorbild und der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung waren. Welchen Segen diese Familie, diese herrlichen Menschen überall verbreiten, — wie jeder ihrer Unterthanen sie so innig und herzlich liebt, dieses übergeht alle Vorstellung. Da meine Wunde nur in der linken Schulter ist, so kann ich das Bett verlassen und wohne täglich der häuslichen Andacht bei, wozu sich die sammt-



liche Dienerschaft des Hauses und auch einige Bewohner des Dorfs, die dem herrschaftlichen Hause am nächsten sind, versammeln. Es wird ein Choral gesungen, den die Oberstin auf dem Fortepiano begleitet. Der Obrist liest eine erbauliche Betrachtung vor, fügt, wenn sich irgend eine Veranlassung findet, einige herzliche Worte hinzu, man endigt hierauf mit einem Gebete und kurzem Gesange. Alles ist hier so herzlich, so gut. Ernst, der Sohn des Hauses, ist mein Freund und ich bin sehr darauf, dies sagen zu können. Er ist ein edler hochherziger Mann und fünf Jahre älter als ich; er dient bei einem preussischen Kürassierregimente und kommt an Wuchs und Ausstand unserm Vetter Gregor Iwanowitsch gleich. Kathlein Wilhelmine, eine Enkelin des Obersten, ist ein Engel in menschlicher Gestalt. Gute Mutter! wenn ich hier unter den frommen und edeln Menschen mich selbst glücklich fühle, so denke ich auch an Sie. Gewiß werden wir uns froh und zufrieden wieder sehen und ich werde gewiß selbst besser sein, als ich bisher war, denn unter solchen Menschen mußte selbst ein Bösewicht veredelt werden, und

wer Sinn für das Schöne und Gute hat — und den, liebe Mutter, werde ich ewig meinen theuern Eltern innig verdanken — der muß dieses Haus um Vieles besser verlassen, als er es betrat. Nur bin ich beschämt, daß ich allen diesen guten Menschen ihre Liebe und ihr Wohlwollen nicht genug verdanken kann. O, liebe Mutter! ich will unaufhörlich darnach streben, recht gut zu seyn, damit ich, so oft ich an sie denke, es mir auch ohne Schamröthe sagen kann: Du warst ihrer Theilnahme nicht unwerth! Wenn Sie, für Ihren Sohn beten, so beten Sie auch für diese guten Menschen; denn durch sie hat ihr Fedor die hohe Würde, die der Mensch zu erreichen fähig ist, erst ganz kennen gelernt. Nun weiß ich erst recht, wie herrlich es ist, gut und fromm zu seyn. Gott, und die Heiligen, liebe Mutter, mögen Sie schützen und mir die Freude gewähren, und bald froh und gesund wieder zu sehen.

Die Etatsrätthin Slawnikow an ihren Sohn.

Ich danke Gott und der heiligen Mutter Gottes von Katan, an die ich mich täglich in meinem Gebet wandte, daß Du mein Sohn außer Gefahr bist. Der Schmerz über Deine Verwundung war anfänglich um so größer, weil das Unglück Dich nicht im Dienste des theuern Vaterlandes betreffen hat, dem ich, so wehe dies auch meinem Mutterherzen immer thut, dennoch auch mein Theuerstes auf Erden, Dich, meinen Sohn, aufzuopfern bereit war. Ich bitte Dich herzlich, vergüte mir diesen Schmerz durch größere Aufmerksamkeit auf Dich selbst und vermeide jene jugendliche Hestigkeit, die Dich schon in manche kleine Verlegenheit stürzte; denn auch jetzt habe ich erfahren, daß Du selbst Deine Verwundung durch Unvorsichtigkeit veranlaßt hast und keine Schuld davon auf Deinen Freund fällt. Um so inniger ist mein Dank gegen die edle Familie, die sich Deiner so herzlich, so liebevoll annimmt. Ich bitte Dich, ihr meine höchste Achtung und innige Dankbarkeit zu versichern, und vielleicht wenig Tage nach Empfang dieses Briefes werde ich es mündlich

thun. Denn Du weißt, daß ich schon seit langer Zeit wegen meiner Nervenkrankheit, und um Aliona's Willen, der die Aerzte wegen ihrer zunehmenden Schwäche, Veränderung des Klima's anrathen, ins Bad reisen wollte und nur durch den oft erneuerten Krieg verhindert wurde. Schon hatte ich, da die bestimmte Nachricht vom Frieden einlief, mich um den Paß verwandt. Nun kam die Nachricht von Deiner Verwundung; ich glaubte: daß man aus Schonung für mich die Sache verkleinere, machte daher sogleich Anstalten zur Reise und Dein Vetter Gregor Iwanowitsch, der die Empfindungen, welche ihm eine übrigens völlig geheilte Wunde zurück ließ, nach der Meinung der Aerzte durch den Gebrauch des Bades gänzlich verlieren wird, ist unter Reisegefährte. Wenn meine und Aliona's geschwächte Gesundheit mich nicht am schnellen Reisen verhindert, so hoffe ich, Dich in wenig Tagen an mein Mutterherz zu drücken, und ich habe von unserm edeln, menschenfreundlichen Monarchen auch für Dich die Erlaubniß zu einer Reise ins Bad angewirkt. Ich erwarte von Dir einen Brief zu Königsberg im russischen Hotel, wo ich mir

einen Ruhetag gestatten werde und wünsche eine bestimmte Nachricht, ob ich die edeln Menschen, die Dich mit so vieler Güte behandeln, nicht etwa durch einen Besuch von einigen Tagen belästigen würde, weil ich, wenn dies auch nur auf die entfernteste Weise der Fall seyn könnte, und Du wegen Deiner Wunde noch nicht die Reise sogleich anzutreten im Stande wärest, Dich nach Königsberg abholen und mich dort eine Zeitlang aufhalten würde. Lebe wohl, mein guter Fedor, Gott segne, Gott erhalte Dich. Bald, bald lieber Sohn, drücke ich Dich an mein mütterliches Herz.

Slawnikow theilte diesen Brief dem Obersten mit und dieser, so wie seine ganze Familie baten ihn nun auf das dringendste, seine Mutter einzuladen, ihren Aufenthalt, so lange es ihr nur irgend gefällig wäre, bei ihnen zu wählen. Fedors Wunde besserte sich mit jedem Tage, mit jedem aber stieg auch die Ungeduld des jungen feurigen Mannes. Er hatte sich den Weg, auf dem seine Mutter kommen müßte, zeigen lassen; immer sah er nach dieser Gegend und da Eisenberg gerade einige Geschäfte zu Königsberg und dort ein



ansehnliches Haus hatte, so machte ihm dessen Vorschlag, dorthin zu reisen, seine gute Mutter zu überraschen und sie persönlich zum Besuch nach Birkenwalde einzuladen, unendliche Freude. Aber noch war die Etatsrätthin nicht angelangt. Eisenberg wünschte sie selbst zu überraschen. Er hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft und bewirkte es durch den Offizier, der am Thore die Wache hatte, wenn die Etatsrätthin mit Extrapost ankäme, den Postillon durch ein ihm verheißenes Geschenk dahin zu bewegen, sie, die zu Königsberg völlig unbekannt war, nicht nach dem Russischen Hotel, sondern nach dem Eisenberg'schen Hause zu führen. Dies gelang vortreflich; der Oberst stand eben am Fenster, als der Wagen still hielt. Ein Bedienter sprang ab, fragte: ob seine Herrschaft hier die erforderlichen Zimmer erhalten könnte. Sobald der Oberst, den er wahrscheinlich für den Eigentümer des Gasthofes hielt, dies bejaht hatte, öffnete er den Wagen. Der Oberst kam hinzu, half die Damen aus dem Wagen, führte sie in ein Zimmer, und das Erste, was ihnen hier in die Augen fiel, war das Bildniß eines jungen russischen Offiziers. Altona, eine hohe

schlanke Gestalt mit einem Zuge von sanfter Schwermuth im Gesichte, trat näher hinzu.

Guter Gott! rief sie aus, es ist der Bruder.

Ja, sagte der Oherst, es ist mein junger Freund, dessen Gemälde ich mir zum Andenken erbeten habe und der gerade jetzt einige Augenblicke schlummert.

Die Gattin, eine feine gebildete Frau, wurde schon durch diesen Empfang innigst gerührt und ihre Freude erreichte den höchsten Grad durch die Nachricht, daß Fedor ohne alle nachtheiligen Folgen von seiner Wunde völlig geheilt wäre.

Wie wollen wir ihn wecken? fragte Gregor.

Neben dem Zimmer, wo Fedor schlief, stand ein Fortepiano. Leise schlich man sich in das Zimmer. Aliona setzte sich an dieses Instrument, und hob an die Melodie eines ihrem Bruder bekannten Liedes zu spielen. Dieser hörte es halb im Schlummer, erwachte allmählich und sprang aus dem Bette. Der

Oberst, der hierauf gelauscht hatte, gab das Zeichen. Sogleich begleiteten Gregor und Aliona die Musik mit ihrer Stimme. Fedor eilte herbei und lag in den Armen der geliebten Mutter. Wer malt das Entzücken! Die Familie ruhte einen Tag zu Königsberg aus und eilte dann nach Eisenbergs Landsitz. Die Oberstin und die Statordäthin waren sich bald herzlich zügethan, und wenn gleich Verschiedenheit der Charaktere inniger Freundschaft entgegen war, so wurde doch auch wieder auf der andern Seite ihre Annäherung durch manche Gleichheit der Gesinnungen befördert. Beide hegten hohe Religiosität, beide für ihre Kinder die höchste Mutterliebe. Nur ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Statordäthin war eine peinliche Förmlichkeit, kalte Zurückhaltung und eine gewisse Kengstlichkeit. Sie war daher bei weitem nicht so offen wie ihre neuen Freunde. Ueberdem, an das Ceremoniöse des Hofes und der Hauptstadt gewöhnt, hatte sie etwas Felerliches und Abgemessenes in ihrem Wesen. Statt, daß Eisenberg und die Seinen sich, wenn ihnen Etwas auf dem Herzen lag, offen erklärten, ihre bescheidenen Wünsche ohne Rückhalt aus



berten, trug sie die ihrigen sehr umständlich vor; oder ließ sie vielmehr errathen und ging jeder essen Erklärung ängstlich aus dem Wege. Die Oberstin erklärte dies, da sie die frühern Schicksale der Etatsrätin nicht kannte, für Folge der Kränklichkeit. Ueber alle Handlungen dieser vortrefflichen Frau verbreitete Sanftmuth, Wohlwollen und Herzenegüte ein eigenthümliches liebliches Kolorit, und sie war daher von der Etatsrätin, bei welcher seine Erziehung und häufiger vornehmer Umgang mehr für die Form und den Anstand geleistet, aber auch eine gewisse Kälte erzeugt hatten, so wie ein herrliches Gemälde von einer schönen Bildsäule verschieden. Bei näherer Bekanntschaft erzählte die Etatsrätin, daß nicht Liebe, sondern der Wunsch ihrer Familie sie mit ihrem Gemahl, einem herrlichen Manne, der aber schon über das jugendliche Alter hinweg gewesen wäre, verbunden habe; und als daher der gute Oberst einst gegen seine Gemahlin über das abgemessene kalte Verragen der Etatsrätin, einige Bedenklichkeit äußerte, antwortete Mariasne, indem sie die Hand ihres Gemahls an ihr Herz drückte: ach! das arme Weib hat

ja nie das Glück herzlicher Liebe gekannt! Gregor wurde bald allgemein geschätzt und gewann besonders die Zuneigung des Obersten. Denn Gregor, ein Mann von zwei und dreißig Jahren, hatte sich durch Muth und Entschlossenheit den St. Vladimir, und den St. Georgen, Militärorden erworben, war Major und ein Soldat im ganzen Sinne des Wortes, ein vortrefflicher Reiter, ein feuriger Mann, der mit großer Lebhaftigkeit erzählte und durch Frohsinn und Munterkeit Alles um sich her zu seiner Stimmung fortriß. Sein Muthwille gränzte zuweilen an Willkür, und wenn ihn gleich auch hin und wieder sein leidenschaftliches Feuer zu weit fortriß, so überschritt er doch nie, durch Erziehung und Umgang gebildet, die durch den Wohlstand vorgeschriebenen Gränzen. Er hatte im Aeußern einige Aehnlichkeit mit Ernst von Eisenberg, der die innigste Freundschaft für den guten Gesellen empfand, welchen überhaupt seine Herzlichkeit und sein sanfter Charakter zum Lieblings des ganzen Hauses machten. Die beiden jungen Frauenzimmer Aliona und Wilhelmine schlossen sich seit dem ersten Augenblicke an einander. Daher, wenn gleich anfänglich die

Abreise nach wenig Tagen bestimmt war, so wurde sie doch immer verlängert und es gewann das Ansehen, daß bald vielleicht noch ein innigeres Band beide Familien verknüpfen könnte. Gregor schien von Wilhelminnen ganz bezaubert zu seyn, und Aliona, die bei aller ihrer Körperschwäche und ihrer Kleinlichkeit sich durch Sanftmuth, Herzenegüte und selbst ein höchst vorthelhaftes Aeußeres auszeichnete, hatte auf den jungen Eisenberg den nämlichen Eindruck gemacht. Bei den vielen kleinen Zerstreungen, den lästlichen Festen und bei dem lebhaften Umgang: — denn Alles aus der Nachbarschaft des Eisenbergischen Landstüchtes wünschte die aus Rußland angekommene Familie kennen zu lernen — und bei der Lebhaftigkeit der beiden jungen Männer blieb Alles anfänglich unbemerkt, wenn gleich die Stateräthin zuweilen nachdenkend und einsilbig wurde; ein Vernehmen, welches man bald auf Rechnung ihrer Krankheit schrieb und welches daher auch alles Auffallende bei diesen unbefangenen Menschen verlor. Nicht so Fedor's immersteigende Schwermuth. Er entfernte sich von der Gesellschaft, wurde einsilbig und bald schien seine Mutter wegen

seiner Gesundheit höchst besorgt zu werden, obgleich der geschickte Wundarzt versicherte, daß seine völlig geheilte Wunde keine nachtheiligen Folgen auf seine Gesundheit haben könnte. Endlich drang die Mutter in ihn; er suchte beständig auszuweichen, vermochte aber nicht ihrem scharfen beobachtenden Blicke zu entgehn. Mit Vordrücke, welche gewöhnlich die erste auf Hochachtung gegründete Liebe begleitet, hielt sich Hedor von Wilhelmis entfernt; aber seine Blicke, wenn sie ihn zufällig anredete, kurz Alles verrieth bald der sorgsam Mutter, was in dem Herzen des Sohnes vorging und sie beschloß, unzufrieden mit dieser Neigung, welche sie aber durch Entfernung und Zerstreuung bald wieder zu heben hoffte, um so mehr die Beschleunigung ihrer Abreise.

Eisenbergs Neigung zu Aliona schien ihr auch nicht unbemerkt geblieben zu seyn, wenn gleich jene Aufmerksamkeit auf sich selbst, die bei Aliona in Gegenwart der Mutter oft bis zur Vangigkeit ausartete, dieser keinen Grund gab, ihn von der Tochter begünstigt zu glauben. Bei der Freundschaft aber, die



Aliona und Wilhelmine für einander fühlten, wurden diese und Fedor bald die Hüthpfeiler ihres Freundes. Aliona gestand ihnen bald, daß sie mit Freuden ihre Hand an Ernst geben würde. Aber, sagte sie seufzend zu Fedor, Du weißt die Absichten der Mutter.

Diese können nicht erfüllt werden, antwortete Fedor, und wenn Wilhelmine und Ernst nach diesen Absichten fragten, so seufzte Aliona und versicherte, daß sie unmöglich wären, und Fedor, den Ernst darum befragte, antwortete unwillig: es ist meine Mutter, und sie meint es gut. Drum laßt uns über die Sache schweigen; da ohnehin Aliona's Verbindung mit Dir den ganzen Handel zerreißt.

Der junge Eisenberg fühlte unter diesen Umständen sich seinem Ziele näher gerückt. Er ahnte freilich manche Hindernisse und glaubte vor Allem sich seinen Eltern erklären zu müssen. Diese, die sich selbst in ihrer Ehe so glücklich fühlten, waren der Sache gerade zu nicht entgegen; allein ob auch Aliona's Mutter ihnen ähnlich denken würde, dies war eine andere Frage. Die Versicherung

des Sohnes, daß er geliebt wurde, daß die zärtliche Mutter der Neigung ihrer guten Tochter kein Hinderniß in den Weg stellen würde, überwand beinahe jede Bedenklichkeit, als Ernst, der jetzt auch noch den letzten entscheidenden Schritt thun zu müssen glaubte, nun auch mit der Erklärung austrat: daß die Etatsrathin der Sache gewiß um so weniger entgegen seyn würde, weil sie, wie ihm Gregor so eben entdeckt habe, noch vor ihrer Abreise sich um Wilhelminens Hand für diesen ihren Vetter bewerben würde. Dieses kam dem Obersten und seiner Gemahlin unerwartet. Bei Wilhelminens sanftem ruhigen Charakter, die immer den jungen feurigen Mann in einer gewissen Entfernung zu halten wußte, hatten sie Gregors Betrogen gegen sie immer nur für die Artigkeit eines feinen jungen Weltmanns gehalten. Wilhelmine aber, die vorzüglich noch mit keinem jungen Manne, der eine ähnliche Gabe für die gesellschaftliche Unterhaltung besaß, bekannt geworden war, hatte ihn zwar immer mit jener Feinheit, die in ihrem Charakter lag, doch nie so behandelt, daß man bei ihr einige Zärtlichkeit für ihn nur muthmaßen konnte. Der Oberst schien

jetzt in tiefes Nachdenken versunken. Gott lenke, sagte Mariane, das Schicksal unsrer Kinder nach seinem heiligen Willen.

Aber, fiel Eisenberg lebhaft ein, Gott schenke uns auch Einsicht und Kraft so zu handeln, wie es zu unserm und ihrem Frieden dient.

Du, mein Sohn, fuhr er fort, bist jetzt schon zum Manne herangewachsen, mußt selblich selbst prüfen und handeln, ich kann nur als Dein herzlichster Freund rathe'n und nach Möglichkeit helfen. Ationa ist uns zwar nur seit drei Wochen bekannt, allein ein so offenes liebes Mädchen, daß ich sie zu kennen glaube und mit Freuden Tochter nennen werde. Allein ob Du sie mit dem Aufwande, in dem sie zu leben gewohnt ist, ob Du ein ganzes Handwesen auf diese Weise erhalten kannst, ob ihre Mütter in diese Ehe willigen, ob sie sich von der innigst geliebten Tochter trennen werde, dies ist eine andere Frage. Doch vertraue Deinen Eltern; was für Dein Glück, Deine Zufriedenheit, Deine Ruhe geschehen kann, soll gewiß von ihnen nicht versäumt werden.

An alle diese Bedenklichkeiten, so natürlich sie waren, hatten die Liebenden noch gar nicht gedacht. Der Oberst aber und seine Gemahlin kamen darin überein, daß sie nicht den ersten Schritt thun, sondern zuvor die Anträge der Statthalterin erwarten, vor allen Dingen aber das Herz ihrer Tochter prüfen wollten. Die Gelegenheit hierzu ergab sich bald. Der Oberst, der einen sichern zuverlässigen Mann zur Führung seiner Rechnungen und als Aufseher seiner Güter brauchte, hatte den ehrlichen Kosack, seinen vormaligen Wachtsmeister, nachdem er vor ein Paar Jahren verabschiedet war, mit Weib und Kind nach Preußen kommen lassen. Die älteste Tochter, bei welcher die Oberstin Taufzeugnin war und die daher nach ihr den Namen Martiane führte, ein sanftes, frommes, blühendes Mädchen, hatte aus Schlessien Heirathsanträge erhalten und die Eltern, die gegen den Freier nichts einzuwenden hatten, scheuten bloß die Trennung. Der Oberst leitete hierauf das Gespräch mit Wilhelminen:

Ich dachte, sagte er, die Sache, welche die Eltern und auch die Tochter beunruhigt,



müßte nicht in lange Verathschlagung genommen, sondern mit einem Male beendigt werden. Nur muß dabei durchaus keine Strenge Statt finden. Ich weiß, Wilhelmine, wie sehr das junge Mädchen an Dir hängt, stelle es ihr daher vor, welchen Eindruck ihre Entfernung auf die Eltern machen müsse, und mache sie darauf aufmerksam, dasern nicht heftige Leidenschaft für den jungen Mann, der sich um sie bewirbt, ihr für Alles Ersatz gewährt, auf die Wünsche ihrer Eltern Rücksicht zu nehmen.

Ganz unbefangen übernahm Wilhelmine diesen Auftrag.

Es muß in der That, sagte die Oberstin, eine solche Trennung für die Eltern und die Tochter gleich schmerzhaft seyn. Schon fühle ich die Entfernung von meinen Söhnen! diese ruft nun einmal ihre Bestimmung, auch bedürfen sie den Beistand der Eltern weniger als eine Tochter.

Ihr Blick war auf Wilhelminen gerichtet, die jetzt sanft erröthete. Wenn Du Dich auch einst von mir trennen solltest, indem sie

~ ~ ~ ~ ~
 ihr liebreich die Hand reicht; es würde mir,
 wenn ich nicht von Deinem Glücke überzeugt
 wäre, unaussprechlich zu Herzen gehn.

Gott verhüte, sagte Wilhelmine, eine
 solche Trennung.

Solltest Du, sagte der Oberst lebhaft,
 diese Trennung als möglich, selbst als nahe
 gedacht haben?

Mein Vater! rief Wilhelmine. Sie er-
 röthete stärker, eine Thräne glänzte in ihrem
 Auge.

Wem, rief der Oberst, könntest Du, liebe
 Tochter, Dein Herz eher öffnen als Deinen
 Eltern?

Ich habe oft gebetet, antwortete Wilhel-
 mine, und ich glaube, Gott hat mir Beistand
 verliehn. Daß diese Gefühle in mir erwachten,
 geschah ohne mein Zuthun. Als er von der
 Hand meines Bruders verwundet da lag, der
 Arzt anfänglich eine bedenkliche Miene mach-
 te, wie Alle so betrübt waren, er selbst uns
 zu beruhigen suchte; so liebevoll an seine
 Mutter, mit ruhiger Ergebung selbst an

seinen Tod dachte, ich mußte ihm gut seyn, ich dachte, es ist Theilnahme, es ist Wunderliebe. Als er aber gewas und mich, wenn von seiner Abreise gesprochen wurde, eine unbeschreibliche Angst überfiel, ich mich dann fortschleichen und weinen mußte, da fürchtete ich, es sey mehr als Freundschaft. Ich habe seitdem über mich gewacht und Gott gab mir Stärke, daß ich, ohne ihn zu vermeiden, wie ich vorher wohl zuweilen gethan hatte, meine Anhänglichkeit für ihn begrenzen und selbst an seine Abreise, vielleicht eine Trennung auf ewig, ruhig und gefaßt denken konnte.

Erstaunt betrachteten sie die Eltern. Gregor, sagte die Mutter bedenklich, ist ein arztiger unterhaltender Mann. Und wenn er sich um Deine Hand bewerben sollte?

Nein nimmermehr, fiel Wilhelmine heftig ein, ich will meine gute Mutter niemals verlassen, mich nie von ihr trennen.

Das Erwachen der Leidenschaft in den beiden jugendlichen Herzen erfüllte den Obersten und seine Gemahlin mit Behnlichkeit. Aber bei ihrer religiösen Stimmung stellten sie Ab

ließ dem guten Vater anheim, der das Schicksal der Sterblichen lenkt; wußten nun aber bestimmt, wie sie bei dem Antrage Gregors sich zu benehmen hatten. Doch fürchteten sie auch wieder, daß ihre abschlägige Antwort gegen die Wünsche ihres Sohnes ein neues Hinderniß werden könnte. Die Statäräthin versah durch steigende Angstlichkeit, durch eine gewisse Verlegenheit, die in allen Handlungen der sonst so feinen und gewandten Frau noch sichtbarer wurde, daß sie Etwas auf dem Herzen hatte. Fedor suchte die Einsamkeit. Gregor äußerte weniger Frohsinn als gewöhnlich, und Alles deutete auf eine gewisse Spannung, deren Auflösung man als nahe voraussehen konnte.

Indeß war der Bau der Kirche vollendet, der nächste Sonntag zum Einweihungsfeste bestimmt. Schröder, der sich so glücklich fühlte, hier seine ganze Thätigkeit zeigen zu können, hatte schon seit einigen Tagen Alles vorbereitet. Alle Bekannte und Nachbarn, denen man Sinn für ein solches Fest zutraute, waren eingeladen; viele Neugierige strömten von selbst hinzu. Die Gemeinde hatte sich in ihren Feiertkleidern, an dem Orte wo sie bis

her ihren Gottesdienst hielt, in dem Gartensaal und dem daran stoßenden Garten versammelt und horchte erwartungsvoll, bis das Läuten der neuen Glocke begann. Der Prediger des Dorfs, ein ehrwürdiger Greis, von einigen seiner Amtsbrüder begleitet, näherte sich dem Obersten.

Wir wünschen Ihnen, sagte er, und uns selbst von ganzer Seele Glück, diesen festlichen Tag erlebt zu haben und wenn ich nicht wüßte, daß Sie, verehrungswürdigster Mann, Ihr Herz mehr als unser Beifall und unser Dank belohnt, so würde ich mich bemühen, Ihnen unsere Empfindungen auszudrücken. Jetzt aber, da Alles rund um Sie her ein Zeuge des Guten ist, welches Sie seit einer Reihe von Jahren bewirkten; da ein Jeder, wenn er Gott für frohen Lebensgenuß, für Zufriedenheit und Wohlstand, für die bessere Erziehung seiner Kinder, für die höhere Moralität dankt, wovon in unserm Kreise die Beispiele nicht selten sind, auch zugleich des edeln Mannes und der theuern Selnen, die hierauf wirkten, segnend gedenkt, so bedarf es wohl meines Lobes und öffentlichen Dankes nicht. Unser Zeugniß jenseit des Grabes, wo jede gute

That gewiß ihren Lohn erhält, sey dort ein Beweis, daß unser dankbares Herz den Werth des Guten empfindet.

Indeß eine feierliche Musik vom Kirchturm begann, ordnete sich der Zug. Alles selbst der Eingang des Kirchhofes, war mit Blumengehängen und mit grünem Laube geschmückt. Jeder stimmte in das „Herr Gott Dich loben wir“ so herzlich ein, Jeder erwog mit so dankbarer Nüchternheit die mannigfachen Wohlthaten Gottes, worauf der Prediger seine Gemeinde aufmerksam zu machen suchte, und eine gewisse sanfte Freude, ein inniger Dank für den Geber alles Guten herrschte im Blick eines Jeden, der jetzt die neu eingerichtete Kirche verließ. Alles fühlte sich froh und beglückt; Jeder kehrte zu einem festlichen Mahle in seine Wohnung zurück. Für die Armen, deren bei dem allgemein geweckten Arbeitsfleisse hier nur wenig waren und für die Kranken hatte die Oberstin reichlich gesorgt. Allein die frohe Stimmung wurde bald sonderbar unterbrochen; ein heftiges Gewitter zog herauf. Therese stand am Eingange des Gartensaals und horchte auf den von ferne her rollenden Donner. Alles war

still: die Statthalterin aber verließ die höchste
Knechtslichkeit, sie faßte Theresen bei der Hand
und zog sie in das Zimmer.

O! sagte sie, ein Gewitter ist etwas
Schreckliches; ich möchte dabei vergehen.

Woher? sagte Theresen. Es weckt bei
mir immer den Gedanken an das Weltgericht;
aber auch an die väterliche Gnade des Erbarmers.
Und wer könnte bei diesem Gedanken
wohl vergehen! — Sie griff, wie von heiliger
Begeisterung durchdrungen, in die Saiten
ihrer Harfe und begann:

Es mag sich die Woge gleich Bergen er-
heben,

Bei rollendem Donner die Erde erbeben;

Es mögen die Blitze die Wolken zertheilen,

Die wütenden Stürme die Lüfte durchheu-
len, —

Schnell Ströme von Feuer den Wellen ent-
quillen,

Entsetzen und Grausen die Menschen erfül-
len, —

Ich bin getrost und zittere nicht,

Denn Gott ist meine Zuversicht.

Wilhelmine stand neben Theresen, sie schlen von gleicher Begeisterung ergriffen, Ehrs, ders Blicke ruhten auf Beiden mit jenem Ausdrucke, womit ein Kenner eine Madonna von Raphael betrachtet. Wilhelminen stand Fedor gegenüber und seine Blicke sprachen, was sein Herz fühlte, hohe Achtung, aber auch zärtliche Wünsche und auch wohl den Ges danken aus: möchte ich ihrer würdig seyn! Die Etaterdähtin, obgleich sie ängstlich die Hände rang und Todtenblässe ihre Wangen bedeckte, schien doch ihren Sohn bemerkt zu haben; und so wie sich das Gewitter allmäh lich verzog, so wurde dies Letzte um so auffallender. Schon hatten die heftigen Schläge nachgelassen, nur von weitem hörte man noch das Rollen des Donners und aufs Neue begann Theresen:

Sollten wir den Vater scheuen,
Ihn, aus dem die Freude quillt,
Der mit Segen, mit Gedeihen
Eine ganze Schöpfung füllt?
Laßt uns kindlich ihm vertrauen,
Nur auf seine Güte bauen,
Seiner uns im Wetter freun,
Fürchten ihn im Sonnenschein.

Alles war beruhigt, man setzte sich zur Tafel und allmählich stellte sich eine sanfte frohe Stimmung wieder ein. Doch kam das Gespräch wieder auf das Gewitter und wie schnell die Freude unterbrochen wäre. Therese, die selten am allgemeinen Gespräche Theil nahm und selbst, wenn sie sich unter einer Menge Menschen befand, diese gar nicht zu bemerken schien, stieß einen tiefen Seufzer aus.

So, sagte sie, ist das allgemeine Schicksal hienieden. Glück des Einzelnen und Ganzen, wer weiß wie schnell dies Alles unterbrochen wird. Wir Alle fühlen uns ruhig, zufrieden und glücklich und vielleicht ist im kurzen Elend unser Loos.

Diese Worte, in einem langsamen feierlichen Tone angesprochen, machten auf Jeden unter den Anwesenden einen tiefen Eindruck und blieben daher im Gedächtniß. Jetzt ertönten aufs Neue die Glocken der Kirche; Alle besuchten jetzt wieder den Gottesdienst. Nach der Rückkehr aus der Kirche verlor sich allmählich die Gläse und ein feierlicher Ernst schlen durch die ganze Familie verbreitet. Nur Therese schien heiterer als jemals.

Wie herrlich, sagte sie, ist es doch, durch den Gedanken an Gott und Ewigkeit, an Tugend und das Grab begeistert zu seyn! Wie unglücklich ist der Mensch, der für dies Alles keinen Sinn hat!

Ach! sagte die Statordäthin, und wenn wir alle noch Eine Religion hätten! Wie traurig aber ist es jetzt, daß eine Verschiedenheit der Meinungen uns trennt.

Haben denn nicht alle gute Menschen, rief der Oberst, einen Glauben? den an Gott und an denjenigen, den er uns sandte? Sind nicht unsre Begriffe von Tugend und Pflicht die nämlichen? Fühlen wir Alle nicht unsre eigene Schwäche, und hegen wir Alle nicht große Hoffnungen dort jenseit des Grabes?

Aber, fuhr die Statordäthin fort, glaubt dennoch nicht der Anhänger einer jeden Kirche wenigstens durch seinen Glauben ein höheres Glück dort jenseits zu erreichen? Und der Gedanke, von Menschen, die er liebte, vielleicht durch diese höhere Stufe seines Glücks getrennt zu werden — mögen Sie dies immer Vorurtheil nennen — er erfüllt doch immer das Herz mit banger Wehmuth.

Die Oberstin schien hierin eine abschlägige Antwort für die Wünsche ihres Sohnes zu lesen und blickte ihren Gemahl nicht ohne schmerzliche Nührung an. Alles schwieg; Therese gab einige Töne auf ihrer Harfe an und sang langsam und feierlich:

Nichts, nichts soll diesen Trost mir rauben;
Dort fehlt mir Glück und Ruhe nicht,
Dort, wo kein Vorurtheil, nicht meiner
Väter Glauben.

Wo nur, wie ich verdient, dies Herz mein
Urtheil spricht,

Wo alle Guten bei einander wohnen,
Dort, wo ein Vater gern verzeiht,
Wird er nicht Glauben nur, er wird auch
Tugend lohnen;

Drum harret froh der Ewigkeit.

Der Oberst hatte sich indeß gefaßt. Würden Sie, verehrungswürdige Freundin, redete er die Eratsrätthin an, wohl die Hand ihrer Tochter einem Manne verweigern, der ihrer nicht unwürdig wäre, aber mit Ihnen nicht zu einer Kirche gehört?

Darf ich, sagte die Gräfin, diese Frage auch wohl an Sie thun und zuvörderst Ihre Antwort erwarten?

Ich würde, antwortete der Oberst mit ruhigem Ernst, vor Allem zuerst das Herz meiner Enkelin befragen; dann auf den Charakter des Mannes sehen. Wäre dieser ohne Tadel, würde er selbst geliebt und wäre er ganz dieser Liebe werth; könnte ich mit hoher Wahrscheinlichkeit das Glück meines Kindes hoffen, so würde ich Ihre Hände sehnend in einander legen und Gott bitten, Beide so zu führen, wie es seine Weisheit gebietet.

Dann dann, sagte die Gräfin, Sie scheinen meinen Vetter Ihrer Freundschaft nicht unwürdig zu finden, und es ist nicht bloß Anhänglichkeit des Weibes, wenn ich Ihnen sage, daß mein verstorbener Mann allgemeine Liebe und Achtung besaß. Dieser aber hatte von meinem Vetter eine vorzügliche Meinung und nichts an ihm anzusehen, als daß jugendliches Feuer ihn zuweilen zur Hefigkeit fortriß. Dieser junge Mann, der ein ansehnliches Vermögen besaß,

sich in seinem Stande Achtung erworben hat, wünscht die Hand Ihrer Enkelin.

Sie schwieg und heftete einen bedeutenden Blick zuerst auf Wilhelminen, dann auf den Obersten.

Ich wiederhole, antwortete dieser, Wilhelminens Herz muß entscheiden.

Gregor ergriff Wilhelminens Hand. Mein Fräulein, sagte er, ich habe noch nie für ein weibliches Wesen gefühlt, was ich für Sie empfinde. Es ist nicht bloß Feuer der Leidenschaft, sondern die höchste Achtung und die feste Ueberzeugung, an der Hand einer so edeln Gattin nicht bloß glücklich, sondern auch besser zu werden.

Fedor hatte gleich bei dem Anfange dieses Gesprächs seinen Sitz verlassen, war hinter den Stuhl Theresens getreten, die an Wilhelminens Seite saß. Er blickte auf sie und seinen Vater mit einer Miene, die beinahe der eines Verzweifelten oder Sterbenden gleich. Wilhelmine hatte ihn bemerkt; aber als sie bei Gregors Anträgen verlegen nach ihrer Mutter blickte, da ward sie den todten

bleichen zitternden Fedor gewahr und that einen lauten Schrei. Fedor schien zu erwachen, alle Blicke waren auf ihn gerichtet: er taumelte einige Schritte zurück und sank auf eine Rasenbank. Gregor ließ Wilhelminens Hand fahren. Die Statthalterin eilte zu Fedor. Dieser erhobte sich und trat mit neuer Kraft, die Niemand erwartet hatte, mitten unter die Anwesenden.

Ich fühle, sagte er, was ich bin, noch lange nicht würdig, Wilhelminens Gatte zu seyn. Aber ich fühle, was ich thun, was ich werden kann, um ihrer würdig zu werden. Jeder Gedanke, jedes Wort, jede That soll unaufhörlich darauf gerichtet seyn. Einen Andern in ihrem Besitz zu wissen, würde mich namenlos elend, auf ewig unglücklich machen. Daher beschwöre ich Euch Alle, sprecht mein Todesurtheil nicht. O! ich weiß, es muß Euren edeln Herzen einen Himmel auf Erden gewähren: wenn ich nach wenig Jahren — legt mir dies nicht als Annäherung aus, Liebe hat ja oft Wunder bewirkt — wenn ich geliebt und geachtet von Jedem, der Tugend und Verdienst zu schä-



ten weiß, einst nach wenig Jahren hier wieder austrete, und sagen kann: Wilhelmine! theure Geliebte! was ich bin, bin ich durch Dich, Deiner werth. — O raubt mir, ich bitte, ich flehe Euch Alle, raubt mir diese Hoffnung nicht.

Jetzt war alle Röthe von Wilhelminens Wangen geschwunden; ihr Busen bebte, einige Thränen rollten die Wangen herab.

Unsre Kinder! sagte die Oberstin, indem sie die Staträdin weinend umarmte, Gott hat sie zusammengeführt; auch Ernst und Aliona. —

Aliona sank vor ihrer Mutter auf die Knie und küßte bebend ihre Hand. Wer stoßen Sie und nicht! rief Ernst. Alles war gerührt. Gregor ging heftig einige Schritte auf und ab, warf bald einige wilde Blicke auf die Staträdin, bald wieder auf den Obersten und Feder.

Und mein Vetter? sagte endlich die Staträdin. Soll ich offenbar um meines Sohnes Willen gegen seine Wünsche handeln? Aliona hat von ihrem Vater eine andere Ver-

stimmung erhalten. Aber gesetzt, welches ich hierdurch noch gar nicht zu thun erkläre, daß ich von dieser Bestimmung abgehen könnte, soll ich nicht wenigstens die Freude erleben, eines meiner Kinder mit einem Mitgliede meiner Kirche vermählt zu sehen? sollte ich, wenn ich mich in Betreff eines meiner Kinder nachzugeben entschließen könnte, nicht von dem Kräftigsten, dem Stärksten, dem Manne die Beruhigung des, sey es auch schwachen, Mutterherzens fordern können?

Nein! rief Aliona, die noch nie ein solches Feuer verrathen hatte, nie will ich mein Glück mit meines Bruders Unglück erkaufen. — Sie gab ihre Hand an Ernst: Drin, sprach sie in einem feierlichen Tone, kann ich unter solchen Umständen nicht werden, aber ich schwöre bei Gott und bei den Heiligen, nie werde ich eines andern Mannes Weib.

Ernst drückte ihre Hand an sein Herz. Und ich, rief er aus, nur der Deine.

Die Staatsrätin schien durch Aliona's schnellen Entschluß überrascht; aber gerade

diese Schnelligkeit rief auch bald bei ihr die eigenenthümliche Kälte ihres Charakters zurück. Ja es schien der Gedanke bei ihr zu erwachen, daß diese ganze Szene vielleicht unter den beiden Freundinnen und ihren Liebhabern verabredet seyn könnte. Wenigstens gab der Scharfblick des Obersten, der selten zu täuschen pflegte, ihrem Benehmen diese Deutung. Die Oberstin bemerkte zuerst, ohne sich sogleich den Grund bestimmt erklären zu können, die nicht bloß bedenkliche, sondern empfindliche Milde der Statthalthin. — Wir sind, sagte sie, inöesamt nicht in der Stimmung, um in dieser so wichtigen Sache augenblicklich entscheiden zu können. Lassen Sie uns abbrechen und Alles auf einen Zeitpunkt verschieben, worin wir nach ruhiger Prüfung so entscheiden, wie es Herz und Verstand gebieten.

Die Statthalthin war sehr zufrieden, hierdurch aus ihrer gegenwärtigen sehr gepreßten Lage zu kommen. Nur Therese sprach mit ihrem gewöhnlichen Feuer: es gab die Gottheit und den himmlisch-irdischen Himmeln, den Sinn für Wahrheit, Tugend und

das Recht. Es leuchtet auf des Lebens dunkeln Pfaden und lehret, wie zu handeln uns geziemt.

Aber auch sie wurde von der Statthalterin jetzt als Theilnehmerin an dem Plane ihrer Kinder betrachtet; diese stimmte daher dem Rathe der Oberstin um so williger bey. — Alles trennte sich, Jeder ging auf sein Zimmer, nur der Oberst blieb im Garten, wo er lebhaft auf und abging. Ihm näherte sich Schröder, der von diesem Allen nichts wußte.

Hier, sagte er, indem er ihm eine Zeichnung überreichte, so könnten wir, wenn Sie ein Gewölbe als Familiengruft wünschen, solches am Hintergrunde der Kirche anbringen. Sollten Sie aber mit meinen Gedanken übereinstimmen und ein Begräbniß für sich und die Ihrigen auf dem Kirchhofe wünschen, so würde ich das Plätzchen neben den zwei großen Linden zur Begräbnißstätte für Ihre Familie vorschlagen. Ich würde alsdann noch ein paar Linden den alten gegenüber setzen; es ist ein herrliches Plätzchen, welches von der Anhöhe, worauf die Kirche

liegt, die Aussicht über das ganze Dorf gewährt.

Wie Gott will, sagte der Oberst bewegt, und zerdrückte eine Thräne im Auge. Ich würde, fuhr er fort, der Vorlesung danken, wenn Ihr Antrag in diesem Augenblicke eine Vorbedeutung gewesen wäre.

Da sey Gott für! rief Schröder. Was würden die Ihrigen, wie viel ein Jeder, der Sie kennt, hierdurch einbüßen!

Der Oberst zuckte die Schultern und blickte schweigend gen Himmel. — Man vermied sich noch am folgenden Morgen. Endlich erschien Gregor. Nach einer kurzen Einleitung erklärte er, daß seine Tante am folgenden Tage mit ihrer Familie nach Eßpitz ins Bad reisen und bei der Rückkehr sich wieder hier eine gütige Ausnahme erbitten werde. Eisenberg, wegen dieses schnellen Abbrechens nicht unempfindlich, antwortete mit Würde, daß ihm eine achtungswerthe Familie, die auf seine Freundschaft so gerechte Ansprüche habe, nie anders als höchst willkommen seyn werde.



Die Anstalten zur Reise wurden gemacht, die Extrapostpferde für den künftigen Morgen bestellt. Wilhelmine und Ernst theilten ihren Kummer; es war ihnen Trost, wechselseitig ihr Gefühl einander äußern zu können. Der Oberst, seine Gemahlin und Therese saßen einsam in der Gartenlaube, als die Vorsteher der Kirche, von einigen der ältesten Bauern begleitet, sich näherten, um für die Erbauung der neuen Kirche im Namen der Gemeinde den herzlichsten Dank abzustatten, und ihr Sprecher, ein beinahe hundertjähriger Greis, endigte mit den Worten: Jene göttliche Verheißung, den Guten, die seine Gebote halten, wohlzuthun bis ins tausendste Glied, werde gewiß auch noch an den Nachkommen und an den Kindeskindern ihrer guten Herrschaft erfüllt werden. Wilhelminen stürzten die Thränen aus den Augen, doch war es auch wieder, als ob eine freudige Hoffnung sie durchschauerte. Der Oberst antwortete dem Greise mit Freundlichkeit und Begehrtheit; doch auch Hoffnung auf den, der Alles zum Besten leitet, war jetzt herrschende Stimmung. Der Tag verging unter den Anstalten der Reise. Man behandelte sich



von allen Seiten mit der ängstlichsten Höflichkeit, die aber jederzeit weit von herzlicher Freundschaft entfernt ist. Aliona's rothgezeichnetes Auge verrieth indeß wohl, was in ihrer Seele vorging. Bloß Fedor schien in seinem Gange, in seinem Tone feuriger als jemals. Oft blickte sein Auge lebhaft umher; es schien ihm Etwas auf dem Herzen zu liegen. Nach Tische, da der Oberst mit seiner Gemahlin allein im Zimmer war, trat er schnell hinein.

Ich fühle, sagte er, es ist nicht ganz recht, daß ich hinter dem Rücken meiner Mutter handle; allein das Betragen meiner Mutter ist auch nicht ganz recht. Ich habe mich geprüft, ich habe mich zu bekämpfen versucht, ich kann ohne Wilhelminen nicht glücklich seyn. Wie werde ich eine Andre wählen und erfüllen Sie meine Bitte, Wilhelminen nie dahin zu bestimmen, einem Andern ihre Hand zu geben. Will sie es aus eigener Wahl, so segne sie Gott; aber ich hoffe, daß dieser noch Alles zum Besten lehren werde, in meiner Seele liegt mehr als ein Plan.

Eisenberg versprach ihm, seinen Wunsch, doch nur unter der Bedingung zu gewähren,

Wenn er die Achtung gegen seine Mutter nie aus den Augen sehen, sich nie heftige leidenschaftliche Schritte erlauben wollte.

So lange nicht, rief Fedor, als noch irgend ein andrer Ausweg möglich ist; aber findet dieser weiter nicht Statt, so —

Vertrauen Sie Gott, sagte Eisenberg, er wird es wohl machen.

Noch Eins, sagte Fedor. Gregor ist nicht gut. Ich kenne ihn besser als meine Mutter: Wilhelmine würde sicher mit ihm unglücklich seyn.

Der Oberst suchte das Gespräch abzubrechen. — Ich nehme morgen, sagte Fedor, keinen Abschied, aber heute. O guten frommen Menschen, betrachtet mich als Euren Sohn; ich habe keinen Vater mehr und auch keine Mutter, der mein Wohl am Herzen liegt!

Eisenberg suchte ihn zu beruhigen und die Bitterkeit gegen seine Mutter bei ihm zu vermindern. Sie schieden mit Thränen.

Gott, sagte Fedor, schenke nur bald einen recht blutigen Krieg. Ich zeichne mich aus, schwinde mich empor, Niemand kann mir, dem allgemein geachteten Manne, alsdann ein Hinderniß in den Weg stellen, oder ich finde den Tod.

Kalt und höflich trennte man sich am folgenden Morgen. Bloß Aliena, die ohne hin keinen festen Körper hatte, entging, als die Oberstin sie mit Herzlichkeit umarmte, kaum einer Ohnmacht. Der Wagen rollte fort.

So so, sagte der Oberst, und machte eine Bewegung mit der Hand, geht Alles dahin.

Nur nicht, fügte die Oberstin hinzu, das Bewußtseyn guter That.

Ernst und Wilhelmine standen neben einander und sahen noch schweigend dem Wagen nach, als er schon längst aus ihrem Blick war. Bloß Therese unterbrach durch einzelne Töne, die endlich zur Harmonie anwuchsen, das Stillschweigen und ihre Stimme,

anfänglich 'Reclativ, ging zu einem feyerlichen Gesange über:

Sterblicher, der Vorsicht Wege
Bleiben dunkel, aber gut;
Innre Ruhe, Seelenfrieden
Lohnet oft den sattgeweinten Müden:
Armer Dulder! fasse Muth.

Die sanfte ruhige Stimmung, die bis jetzt in der ganzen Familie geherrscht hatte, war dahin; allein die hohe Religiosität mäßigte den Ausbruch des Schmerzes und wenn Wilhelmine und Ernst Alles für diese Erde verloren glaubten, so milderte ihren Gram der Gedanke, für einen höhern Zweck als dieses Erdenleben geschaffen zu seyn. — Nach wenigen Tagen kam nachstehender Brief von Fedor an den Obersten:

An Sie wende ich mich, theuerster Vater! erlauben Sie es dem armen verwaisenen Fedor, daß er Ihnen diesen ihm so ehrwürdigen Namen beilege; an Sie wende ich mich, um Ihnen zu sagen, was Sie vielleicht schon geahnet haben, meine Mutter wird ihre Rückreise über Warschau nehmen.



Sie hält ihre Kinder für so leichtsinnig, Alles, was außer ihrem Gesichtskreise ist, bald wieder vergessen zu können. Gregor ist es, der sie leitet; aber das ganze Spiel soll ihm nicht gelingen. An Wilhelminen schreibe ich nicht; ich wünsche, daß sie mich vergessen und recht glücklich werden könnte. Ich vergesse sie nie. Als wir so dahin fuhren, immer weiter; da, mit jedem Schritte der Entfernung wurde mein Entschluß fester, nur nach ihrem Besitz zu ringen, nie durch Geschenke, Wort oder That der Edeln unwürdig zu seyn, die mich so herzlich ausnahmen, mich so liebevoll behandelten und in deren Mitte Wilhelmine lebt. Guter Vater! gewähren Sie mir nur den Trost, mir sagen zu können: diese guten Menschen nehmen ferner an Dir und Deinem Schicksale Theil. Lassen Sie mir daher von Zeit zu Zeit unter einer Adresse, die ich Ihnen zusenden werde, Nachrichten von Ihrem und Wilhelminens Schicksale wissen, daß Sie mit den theuern Ihrigen am Leben, zufrieden und glücklich sind und noch in Liebe und Freundschaft des armen Fedors gedenken.

Ein zweiter Brief kam aus Berlin:
 Jetzt, theuerster Vater! bitte ich Sie, mir
 unter der Adresse des Herrn Müller, der
 Privatsekretair beim Russischen Gesandten
 ist, Nachrichten von den Ihrigen mitzutheilen,
 und meine gute Schwester vereinigt ihre
 Bitte mit der meinigen. Der schönen Hoffnung,
 mich im Kriege auszuzeichnen, hierdurch
 emporzuschwingen und im Besitz allges-
 meiner Achtung auch meine Mutter dahin zu
 bringen, meinen Willen nicht füglich mehr
 beschränken zu können, dieser schönen Hoff-
 nung steht jetzt ein neues Hinderniß im Wege.
 Statrath Dubril hat die Irrungen zwischen
 Rußland und Frankreich völlig beigelegt.
 Doch der Friede macht ja das Glück der
 Menschheit, und will Gott die Erfüllung
 meiner Wünsche, so sind tausend andre Wege
 offen; daher murre ich nicht. Ja, könnte
 Wilhelmine von einem Andern höher und in-
 niger als von mir geliebt werden, könnte ein
 Andern bei mehreren Mitteln hierzu einen noch
 kräftigern Voratz als ich haben, sie glücklich
 zu machen, ich würde nicht klagen. Auch
 jetzt — ich will thun, was ich vermag —
 es ist ein Gott, er wird Alles zum Guten

lenken. Altona leidet viel, ein stiller Gram nagt an ihrem Herzen. Die Mutter hofft viel von Zerstreuung und der Neuheit der Gegenstände; sie hat sich daher einige Tage hier in Berlin zu bleiben entschlossen. Gregor ist so ausgelassen lustig, das frohliche Benehmen, welches er seit unsrer Abreise gegen mich äußerte, hat so völlig nachgelassen, daß ich mir die Sache nicht anders als durch irgend einen Plan gegen mich zu erklären weiß. Vertrauen Sie mir, mein Vater! ich werde nie vergessen, was ich meiner Mutter schuldig bin, aber man soll auch an mir keinen Knaben finden. Um hiervon den Beweis zu geben, weise ich keine jener Zerstreuungen von mir, die man so fälschlich Vergnügungen nennt. Allein ich werde beweisen, daß diese Erbärmlichkeiten auf mich keinen Eindruck machen können. O wer die wahre Freude kennt, wer in Ihrem freundlichen, herrlichen Kreise einige Wochen durchlebte, der wird für dies betäubende Geräusch den Namen des Vergnügens höchst unwürdig finden. Sagen Sie dem guten Schröder, daß er jetzt, da der Friede so gewiß ist, seine Reise nach Italien ohne Bedenken antreten kann. Ich habe



ihm von dem Russischen Gesandten, der meinen Vater kannte und mich sehr gütig behandelte, Empfehlungen ausgewirkt, indem ich ihm sagte, daß dieser junge vorzügliche Künstler mein Freund wäre, und Sekretair Wüller hat ihm bei seiner Ankunft zu Berlin noch in mancher Hinsicht nützlich zu werden versprochen. O wenn Schröder doch seinen Weg über Töplitz nehmen wollte, wie glücklich würde ich mich fühlen, einen Mann zu sprechen, der mit Ihnen in näherer Verbindung steht. Nur Sie und die Ihrigen sind und bleiben mein einziger Gedanke und wenn ich an Glück denke, so ist auch der Name Wilhelmine davon unzertrennlich. Ich will gut, recht gut werden, um eines solchen Glücks würdig zu seyn. — Meine Mutter ließ mich rufen. Ich mußte mit ihr aussprechen und so brach ich diesen Brief ab. Meine Mutter überhäuft mich mit Freundlichkeit, aber dies Alles kommt nicht aus dem Herzen. Das Planmäßige liegt immer zu Tage. Sie überhäuft mich mit Geschenken, ich kann ihr dafür nicht danken; denn jedes Geschenk ist mir ein neuer Beweis, daß man mich von solchen Spielereien abhängig glaubt. Gre

gor scheint sich hier sehr wohl zu gefallen und hat schon ein paar Mal den Gedanken geduldet, daß er hier bleiben und erst kurz vor unsrer Abreise aus Lörlich und dorthin nachfolgen wolle. Ich weiß nicht, ob bloß Verlangen ihn fesselt, oder andre Gründe ihn hiezu bestimmen. Es sei wie es wolle, ich gehe getrost meinem Schicksale entgegen. Nicht so meine gute Schwester; sie leidet still und ohne Murren, aber der innere Schmerz, den sie durchaus unterdrücken, selbst nicht einmal gegen mich zeigen will, erlischt ihr ganzes Daseyn. Sie wankt hin, die Mutter frägt Aerzte um Rath, es werden große Recepte verschrieben, das arme Mädchen nimmt geduldig ein und meine Mutter, so sind die Menschen, glaubt, indem sie ängstlich für Allisona's Gesundheit sorgt, ihren Pflichten ganz zu genügen. Daß sie diese Gesundheit zerstört, daß sie diese Schwermuth herbeigeführt hat, die das arme Mädchen vielleicht bald dem Grabe zu führt, daran denkt sie nicht. — Ich habe noch einmal abbrechen müssen; es ist jetzt bestimmt, daß Gregor zurückbleibt. Unsrer Abreise aber ist erst in den letzten Tagen der künftigen Woche festge-

setzt. Vielleicht, theurer väterlicher Freund, kann ich von Ihnen bis dahin hier noch einige Zeilen erhalten, noch erfahren, ob meine — darf ich sagen meine? — Wilhelmine noch zuweilen an mich zurückdenkt. O mein Herz sagt mir, sie thut es gewiß. Gewähren Sie mir, wenn es irgend möglich ist, die Freude, nicht vergeblich gehofft zu haben. Denn der Augenblick, worin ich Ihr Schreiben erhalten halte, wird gewiß zu den glücklichsten meines Lebens gehören.

Der Oberst von Eisenberg an den Lieutenant Fedor Alexiewitsch Slawnikow.

Daß ich Sie, mein guter Fedor lieb und werth halte, daß ich und die Meinigen Sie nimmer vergessen werden, und Wilhelmine in Betreff Ihrer immer gleich denkt, werden Sie mir ohne alle Versicherung glauben. Und dennoch, mein Sohn! — ja ich will diesen Namen, wozu Sie mich berechtigen, gebrauchen — ist dieser Brief der letzte, den Sie von mir erhalten. Sie haben heilige Pflichten, die Ihnen Natur und Religion auflegten und über welche Sie sich nicht hin-



weg sehen dürfen. Ihre Mutter glaubt aus religiöser Hinsicht Ihren Wünschen entgegen seyn zu müssen, und wollen Sie den Vorwurf auf sich laden, jene heilige Pflicht, die Ihnen als Sohn obliegt, vernachlässigt, Ruhe und Zufriedenheit Ihrer Mutter gestört, wenigstens getrübt zu haben? Ich kann daran keinen Theil nehmen; denn auch ich bin Vater und würde, sollte mir durch eines meiner Kinder früh oder spät Kummer erwachsen, solches als eine gerechte Strafe des Himmels um so schmerzlicher fühlen. Daher lassen Sie uns alle Verbindung abbrechen; doch werde ich Ihrer, und dies wird auch Jeder der Meinigen, gewiß liebevoll gedenken. Jene herrliche große Ueberzeugung, daß ein ewiges Wesen mit Vaterhuld unsere Schicksale lenkt, daß Alles, was uns hienieden betrifft, seinem weisen Plane gemäß und Vorbereitung unsrer Kräfte zu einem höhern Wirken jenseit des Grabes ist, — dieser Gedanke, lieber Sohn! muß uns Muth und Kraft verleihen, Allem, was uns drückt, Allem, was unsre Tugend hienieden zu vernichten droht, Muth und ruhige Ergebung entgegen zu setzen. Ihren Entschluß, uns

aufhörllich besser zu werden, segne Gott, und
 da nichts Gutes unbelohnt bleibt, so hoffen
 Sie auch diesen Lohn dort oder hienieden.
 Ich werde meine Enkelin nie zu einer Wahl
 bestimmen, sie aber auch in dem Gedanken,
 daß es die höchste heiligste Bestimmung des
 Weibes ist, Gattin und Mutter zu werden,
 und nicht um eines gescheiterten Planes Willen
 sich dieses Glücks zu entschlagen, zu be-
 stärken suchen. Und nun, mein Sohn! Gott
 segne Sie und befestige Sie im Guten. Ist
 es der Wille der Vorsehung, daß ich Sie
 einst noch wiedersehe, daß noch heiligere Ban-
 de als Freundschaft Sie an mich knüpfen sol-
 len, oder ist es ihr heiliger Wille, daß Wil-
 helminens Hoffnungen nie erfüllt werden, so
 lassen Sie uns dies Schicksal ohne Murren
 ertragen. Es ist nicht bloß diese Welt, es
 ist eine Welt jenseit des Grabes, wo jedes
 Leiden vergütet, jede Tugend belohnt werden
 soll. Dort, dort! mein guter Fedor finden
 wir uns wieder, und bis dahin bleibt meine
 Gesinnung gegen Sie so herzlich, so väterlich
 als sie es in dem ersten Augenblick war, wo-
 rin ich Ihr gutes Herz kennen lernte und als
 sie es noch in diesem Augenblicke ist.



Jener innere Friede, bisher herrschender Charakterzug der ganzen Familie Eiserbergs, hatte einer stillen Trauer Platz gemacht und so waren seit dem Schreiben des Obersten schon ein paar Wochen vergangen; Jeder aber wünschte nur seine Leiden allein zu tragen und Freude und Heiterkeit, die ihm selbst gebrach, bei seinen Lieben zu verbreiten. Die einzige Therese blieb sich gleich. Einst, da Alles rund um sie schweigend und stumm saß, begann sie auf ihre gewöhnlich Weise:

Ach! wie oft zur lauten Klage
Wandelt sich der Freude Ton,
Ach! die schönsten frohesten Tage
Sind oft schnell'nig hinacstehn.
Schnell entweicht der Seele Frieden,
Freuden, die er ausgesät,
Schwinden oft so schnell hienieden,
Wie der Schnitter Halme mäht.

Schnell ergreifen Noth und Jammer
Den, der Beides nicht gekannt,
Und bis zu der stillen Kammer
Ist dann jeder Trost verbannt.

Doch Dein Auge sey nicht trübe,
 Drückt Dich hier der Leiden Nacht;
 Sterblicher! ein Gott voll Liebe
 Hat bloß auf Dein Glück gedacht.

Alles schwieg. Plötzlich stand Therese auf.
 Mich ergreift, sagte sie, ein sonderbarer Ges-
 danke. Wer unter uns kannte Sorgen, Gram
 und Noth, und wer unter uns hatte ein
 Recht, hiervon Befreiung zu fordern? Es ist,
 als ob eine innere Stimme mir zuflüsterte:
 schreckliche Leiden stehen Euch bevor und Alles,
 was Euch jetzt drückt, ist bloß als Vorbereti-
 tung, Euch abzuhärten, bestimmt, damit,
 wenn die Wetter des Unglücks über Euch her-
 einbrechen, Ihr nicht von dem ersten Streiche
 niedergeschmettert sofort der Verzweiflung un-
 terliegen möchtet. — Bei der Achtung, wor-
 in Therese allgemein stand und bei dem dun-
 keln Glauben an ihre Worte überlief die An-
 wesenden ein heimlicher Schauer. Nur
 Schröder ermannte sich.

Sollte nicht, rief er, auch vielleicht der
 Gram und Kummer, der jetzt diese Edeln
 beugt, ihnen von Gottes Waterhand bloß aus

dem Grunde besichert seyn, um künftig ihre Freude desto lebhafter zu machen?

Nein, antwortete Therese, nein! ich sage Euch, unsere Bestimmung hienieden ist nicht Glück, denn sonst würde der Mensch einzig an der Erde hängen, den Himmel und die Ewigkeit darüber vergessen. Wir genoßen hier schon so lange unsägliches Glück, es wird daher auch schrecklich, schrecklich zerstört werden.

Herr dein Wille geschehe, sprach die Oberstin, die besonders viel Glauben an Therosens Worte hatte; über Alle aber hing eine schwere müthige Stimmung, Jeder suchte, Jeder wünschte sich zu zerstreuen. Schröder beschloß dem Prediger Erdmann, der zwei Meilen von Birkenwalde wohnte, einen Besuch abzustatten, den er ihm schon längst zugesagt hatte, und trat sofort den Weg an. Die ganze Familie vermißte bei Tische seine Gegenwart, man aß schweigend und weil man eben mit der Erndte beschäftigt war, so that der Oberst gegen Abend den Vorschlag, aufs Feld zu den Arbeitern zu fahren. Bloß seine Gemahlin nahm ihn an; Therese klagte über

Kopfschmerzen und Wilhelmine wollten sich nicht von ihr trennen. Beide gingen in den Garten, um in Theresens Lieblingslaube, die in jener einem Kirchhofe ähnlichen englischen Gartenpartie lag, die Rückkehr des Obersten zu erwarten. Es war ein schöner Abend. Der Anblick der vielen Schnitter, die bei ihrer schweren Arbeit doch so froh und zufrieden waren, wirkte auch auf den Obersten.

Wie wenig, sagte er zu Marianen, bedarf der Mensch um glücklich zu seyn. Wahrlich, alle unsre Kultur hat uns nur mehrere Genüsse, nicht aber ein höheres Glück zu geführt.

Sie verweilten ein paar Stunden. Schon näherte sich die Sonne ihrem Untergange.

Ach! sagte die Oberstin, indem sie auf die Sonne deutete, wenn doch auch einst unser Untergang so schön, so ruhig wäre.

Und unser Wiedererwachen dort oben, fügte der Oberste hinzu, so freudig, als es der Aufgang dieses herrlichen Gestirns für die ganze Natur ist.



Dieser Gedanke gab Beiden eine feierliche ernste Stimmung, und ihr erster Weg war jetzt nach dem Garten. Sie hatten, um gleich dahin zu gelangen, einen Nebenweg um das Dorf gewählt und schlugen jetzt eine Allee ein, die durch ein Pflötzchen aus dem Garten nach einem nicht weit davon entfernten Walde führte.

Was ist das? rief der Kutscher.

Der Oberst und Mariane blickten auf. Ein weißgekleidetes Frauenzimmer lag auf dem Wege.

Gott! schrie die Oberstin, es ist Therese. Sie lag in der That ohnmächtig unter einem Baume. Die Bemühungen der Oberstin riefen sie ins Leben zurück.

Rettet, rettet Wilhelminen, rief Therese, sobald sie wieder zu sich selbst kam.

Aus ihren abgebrochenen Reden ergab es sich, daß ein Seufzen und Stöhnen Wilhelminen zu dem Glauben veranlaßt habe, daß hier vielleicht ein Kranker oder Hilfsbedürftiger Verstand nöthig hätte. Wilhelmine hat



Er daher die Pforte geöffnet, aber auch so-
 gleich einen Schrei gethan. Therese wäre
 hinzugeeilt. Sie glaubte das Rollen eines
 Wagens gehört zu haben, wäre einige Schritte
 in der Allee gefolgt, habe Wilhelmens
 Namen gerufen und wäre, da sie keine Ant-
 wort erhalten habe, vor Angst und Schrecken
 zu Boden gesunken. Der Oberst befahl,
 schnell einige Pferde zu satteln, die er und
 seine Leute bestiegen und davon sprengten. Die
 Sorge für Theresen überließ er seiner Gemah-
 lin. Die Schnitter kamen vom Felde, auch
 diese wurden aufgeboten. Niemand hatte ei-
 nen Wagen gesehen, doch war die Spur der
 Räder in der Allee kenntlich. Man eilte die-
 ser nach, allein sie verlor sich bald in dem be-
 nachbarten Walde. Die Nacht brach ein.
 Immer dunkler ward es auch in Marianens
 Seele. Der Arzt saß an Theresens Bette;
 sie fieberte heftig. Keiner der Ausgesandten
 kam zurück und mit jeder Minute mehrte sich
 die Angst. Mariane schlich leise wieder nach
 Theresens Zimmer. Sie lag in einem mats-
 zen Schlummer. Die Blicke der Oberstin
 fragten den Arzt; dieser zuckte bedenklich die
 Schultern. Plötzlich fuhr Therese auf.

Ist sie hier? rief sie mit Hestigkeit. Noch nicht, sagte die Oberstin; aber ich hoffe zu Gott.

Dein Glaube ist nicht veraeblieh, antwortete Theresie, denn Gott hat seine Engel zu ihrem Schutze gesandt.

Ein Reiter sprengte in den Hof. Die Oberstin riß das Fenster auf.

Kräutlein Wilhelmine ist gesund und frisch, rief Rosach, sie kommt; ich sprengte voraus.

Ein Wagen hielt vor der Thüre. Schröder, der Pfarrer und Wilhelmine stiegen hinaus. Der Oberst und einige seiner Leute kehrten mit ihm zugleich zurück. Schröder hatte den linken Arm verbunden; der Oberst rief den Arzt, zuvörderst nach ihm zu sehen. Alles war äußerst gespannt. Wilhelmine hing am Halse der Mutter, Beide hatten Thränen statt Worte. Nur Theresens Ruf vermochte sie zu trennen. Wilhelmine setzte sich nah an Theresens Lager. Die Mutter brachte ihr einige Erfrischungen und allmählich kam es nun zur Erläuterung. Als Wilhelmine die Pforte öffnete, lag ein bärtiger Mann neben

derselben im Grase. Sie trat ihm ein paar Schritte näher; ein zweiter Kerl, den die Thüre verdeckt hatte, sprang hervor; trat auf die Schwelle der Pforte und sah in den Garten, wahrscheinlich um auszukundschaften, ob jemand dort befindlich wäre. Auf seinen Wink sprang der Liegende auf, ergriff Wilhelminen; sie wurde in den dabeistehenden Wagen geschleppt, wo ein dritter die Pferde hielt, der, wie sie späterhin bemerkte, sein Gesicht, um nicht entdeckt zu werden, abwärts wandte. Der Wagen fuhr mit Schnelligkeit nach dem Walde, lenkte dort in einen Seitenweg, und so ging es mit der höchsten Schnelligkeit weiter fort. Wilhelmine wußte, daß sie sich in der Eylanschen Heide befände, die an die Güter des Obersten gränzte. Kein Mensch ließ sich sehen, und da ihre drei Begleiter vorn in der Kibitzka, dem bedeckten Russischen Wagen saßen, so versperrten sie ihr auch zugleich jede Aussicht. Doch entwich ihr Besonnenheit nicht, und da sie nun den einen ihrer Begleiter erkannte, so wußte sie auch zugleich, in wessen Händen sie war. Sie beschloß ganz ruhig zu bleiben, bis sie auf einige Menschen stoßen würde, von welchen sie

voraussehen könnte, daß sie ihren Entführern gewachsen wären. Doch diese lenkten mit einem Male seitwärts in das Dickicht des Waldes, und sie hörte in dem Augenblick jenes Lied des guten, frohen Aemus: das schöne, große Tagegestirn, vollendet seinen Lauf. Die Stimmen schienen ihr bekannt, sie rief aus allen Kräften nach Hülfe, indeß der dicht verwachsene Wald das Fuhrwerk aufhielt. Halt! rief eine bekannte Stimme; es war Schröder. Aber Gregors Diener — denn daß dieser es war, davon hatte sich nun Wilhelmine überzeugt — hielt ihm auch eine Pistole vor. Schröder achtete darauf nicht, denn auch zwei andere Männer hatten bereits den Pferden in die Zügel gegriffen. Jetzt erfolgte ein Schuß, die Kugel streifte den linken Arm Schröders. Aber auch sein Knotenstock wurde wirksam, und ehe ein zweiter Schuß erfolgen konnte, lag sein Gegner zu Boden gestreckt. Seine beiden Gefährten schienen äußerst bestürzt an dem gefährlichen Handel keinen weiteren Antheil nehmen zu wollen. Wilhelmine ward aus dem Wagen gehoben, und in den des Pfarrer Erdmann gebracht. Denn dieser hatte durch die Schönheit des

Abends dazu geretzt, und überzeugt, dem Obersten herzlich willkommen zu seyn, Schröder begleitet, und diesen Weg durch die Halden gewählt. Schröder wollte sich der Räuber bemächtigen; aber Pfarrer Erdmann hielt ihn durch die Betrachtung zurück, daß der Oberst die Sache gewiß lieber der Vergessenheit übergeben, als zum Gegenstande eines allgemeinen Gesprächs machen würde. Auch hatte Iwan, so hieß der Bediente, es ihnen jetzt unverhohlen gestanden, daß ihn sein Herr, mit einer beträchtlichen Geldsumme, nach Königsberg zurückgesandt, und daß er dort diese russischen Fuhrleute gemiethet habe. Sein Herr, mit der ganzen Einrichtung und Lebensweise der Eisenbergischen Familie, und auch mit der umliegenden Gegend bekannt, habe ihm, wie er sich benehmen solle, vorgeschrieben, und ihm den Befehl ertheilt, Wilhelminen auf eins seiner Güter in das Innere Rußlands zu bringen, und ihm, der indeß zu Berlin blieb, so bald sie die Gränze erreicht hätten, von dem gelungenem Plane Nachricht zu geben. Schröder, der ihm einen derben Schlag an den Kopf versetzt, ihn dadurch vom Wagen gestürzt, und sich nun der ihm entfallenen Pl.

stolz bemächtigt hatte; bediente sich nun auch derselben, indem er sie ihm vorhielt, dies Gesändniß zu erhalten. Die beiden russischen Fuhrleute baten, daß man sie ruhig davon lassen möchte, und betheuertem völlig unschuldig zu seyn. — Daß ein solcher Plan nicht zum zweitenmal versucht werden könnte, da schon der erste Versuch so sehr mißlungen war, schien bei Schröders und Erdmann gleich gewiß. Sie nahmen, um für den Augenblick sicher zu seyn, bloß den Hirschfänger Zwans und dessen Pistolen mit, gestatten es aber ihm und seinen Begleitern davon zu ziehen, um so mehr da sie glaubten, daß der Oberst, vielleicht noch mit der Entführung unbekannt, alles Aufsehen gerne vermeiden würde. Sie stießen bald darauf auf einige Leute des Obersten, der ihrem Betragen seinen Beifall gab, und alle kehrten jetzt zurück, über Wilhelmis Rettung hoch erfreut, um so mehr da nach Versicherung des Wundarztes Schröders Wunde unbedeutend war.

Indeß war Ernst bei seinem Regimente wieder angelangt. Wilhelm, sein ältester Bruder, mit einem Fräulein von Perlbach verlobt,

hatte jetzt die königliche Einwilligung, zur
 Vollziehung der Heirath, erhalten. Das
 Glück der Neuvermählten wirkte lebhaft auf
 Ernst, und alle seine Gefühle für Aliona er-
 wachten. Jetzt erhielt er einen Brief von Fe-
 dor aus Eßpitz, der ihn dort hinzukommen
 einlud, und ihm zugleich von Aliona's steigens-
 der Kränklichkeit Nachricht gab. Was hätte
 ihn zurückhalten sollen? Mit Concierspferden
 eilte er dahin, leg in dem bezeichneten Gast-
 hofe ab, und bald lag Fedor in seinen Armen.
 Zwischen beiden Freunden kam es jetzt zur Er-
 klärung. Die Güter der Familie Slawni-
 kow lagen in einer Provinz, deren Gouver-
 neur der Fürst Sewerinskoi war. Dieser
 kam hiedurch bald mit Fedore Vater in freunds-
 chaftliche Verhältnisse. Der junge Wladis-
 mir Michailowitsch Sewerinskoi, ein paar
 Jahre älter als Fedor, wurden hiedurch mit
 ihm und Aliona bekannt, und die Freundschaft,
 welche die beiden Knaben geschlossen hatten,
 währte auch in spätern Jahren fort. Doch
 trennte Beide ihr Schicksal. Vor drei Jahren
 aber, als der Erbsrath seine Güter besuchte,
 wurde die Verbindung wieder angeknüpft
 Aliona war zur blühenden Jungfrau herange-



wachsen, ihr Herz war frey, und gleich nach den ersten Besuchen bewarb sich der Fürst um ihre Hand für seinen Sohn. Wladimir war der ganzen Familie lieb und werth, die Heirath in Hinsicht auf Stand und Vermögen höchst vortheilhaft, und Aliona willigte daher ohne Bedenken in die Wünsche ihrer Eltern. Wladimir selbst hatte zwar diesen Antrag noch nicht gemacht, denn er stand bei einem entfernten Regimente, aber der Vater versicherte, daß es der eifrigste Wunsch seines Sohnes wäre, dessen Ankunft er täglich erwartete. Aliona, nie von ihrer Mutter mit Herzlichkeit behandelt, hatte oft von dieser gehört, daß Liebe, nur von Dichtern und Romanschreibern verschönert, nie das wahre Glück des Lebens schenke. Ich, sagte die Gräfin, thut oft, heirathete meinen Mann, bloß nach dem Wunsche hoher Obener, die mein Glück zu befördern glaubten, lernte mit jedem Tage neue Vorzüge an ihm kennen; mit jedem Tage stieg daher auch meine Anhänglichkeit für ihn, und ich fühlte mich daher höchst glücklich und zufrieden, so daß ich keine auch durch die feurigste Liebe geschlossene Ehe beneidete. — Aliona glaubte dem Worte der Mutter. Jetzt

erkrankte der Stadtrath, täglich stieg die Gefahr für sein Leben. — O! rief Fedor, mein Vater war ein vortrefflicher Mann, ich erinnere mich noch der Aene des Sterbenden, der, als er diese Erde verließ, schon das Vorgesühl des Himmels im Busen trug. Auf die Nachricht von seiner Krankheit eilte ich zu ihm, und fand ihn bereits sehr schwach. Wenig Augenblicke nach meiner Ankunft wünschte der Fürst und sein Sohn ihn zu sprechen. Meine Mutter äußerte Bedenken, und glaubte, daß es den Kranken zu sehr angreifen würde. — Sollte ich, sagte mein Vater, meinen zweiten Sohn denn nicht noch vor meinem Tode segnen? Vladimir überraschte mich, es war ein schöner großer Mann, jeder Ausdruck seines Gesichtes verleiht Kraft und Würde. Ich freute mich ihn Bruder zu nennen, und pries in meinem Herzen Aliona glücklich. Auch mein Vater, der ihn einige Jahre lang nicht gesehen hatte, schien von einer gleichen Empfindung ergriffen. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, erneuerte Sewerinski im Namen des Sohnes den Antrag, der von meinen Eltern so günstig, als man es vorher erwarten konnte, aufgenommen

men wurde. Jetzt meldete man den Arzt. Er trat ins Zimmer, und fand meinen Vater in einem heftigen Fieber. Er bat ihn, sich so ruhig als möglich zu halten, selbst das Sprechen zu vermeiden. Der Fürst wollte sich mit seinem Sohne entfernen. — Nun, sagte mein Vater, dann nur noch dies Eine. Er ergriff Wladimir und Aliona's Hand und legte sie in einander. Gott segne Euch! sagte er mit zitternder Stimme, seyd glücklich hier und dort oben. — Der Arzt drang auf Ruhe: mein Vater blieb allein. In der Nacht mehrte sich seine Krankheit, am folgenden Tage war er bereits sprachlos, und in der Nacht darauf ging sein Geist zur bessern Welt hinüber. Wladimir's und Aliona's Verlobung, in Gegenwart des Arztes, vor dem Bette des Sterbenden vollzogen, war bald allgemein bekannt. Aber zur Vollziehung der Heirath erforderte der Anstand, das Ende der Trauerzeit abzuwarten. Wladimir behandelte meine Schwester mit Achtung, der, weil sie selbst die Liebe nicht kannte, dies völlig genügte, und ich suchte die ehemalige Freundschaft wieder zu erneuern. Doch hatte sich so manches bey uns verändert. Ich,

um einige Jahre jünger, noch mit einem weichen Herzen und meiner jugendlichen Lebhaftigkeit, vermißte an dem ernstern, zum Theil etwas düstern Wladimir jene Innigkeit, jene Wärme, die ich von der Freundschaft unzertrennlich glaubte, und wurde daher vielleicht kälter, beobachtete ihn genauer, als ich es sonst gethan haben würde. Ich sah, daß seine Blicke auf Aliona mit Wohlwollen, aber auch zuweilen mit einer gewissen schmerzlichen Empfindung ruhten. Sein ganzes Benehmen verrieth die höchste Achtung, aber auch eine Kälte, die meine Mutter, als einen Beweis der höchsten und feinsten Bildung, die selbst den Leidenschaften gebietet, mir und meiner Schwester nicht genug anzupreisen wußte. Wladimir mußte nach ein paar Monaten zu seinem Regimente zurückkehren, die Hochzeit wurde auf den kommenden Frühling bestimmt, sie sollte, wenn Wladimir noch zuvor eine in Familienangelegenheiten nothwendige Reise nach Moskau gethan hätte, auf unsern Gütern vollzogen werden, und es wurde Alles dazu vorbereitet.

So sehr mir im ganzen Wladimir gefiel, so sehr war sein Vater mir zuwider.

Denn diesem mangelte ganz die allgemeine Achtung, dagegen erzählte man von ihm so manchen Zug von Hartherzigkeit und Rachbegierde. Daher hatte ich ihn auch, insofern als es nur die Höflichkeit gestattete, zu vermeiden gesucht, besonders da man es ihm schuld gab, daß er den Obersten Blurewitsch unglücklich gemacht habe, der zu den Zeiten Pauls des Ersten nach Sibirien verwiesen wurde. Die Frau und die Kinder dieses Mannes waren mit den meinigen in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen, hatten auch mit uns einigen Umgang gehabt, doch seit dem Unglücke des Obersten lebten sie einsam und vergessen, waren daher auch mir ganz aus dem Gesichte gekommen, bis der eine Sohn um die nämliche Zeit, als mein Vater starb, zufällig als Lieutenant mit mir bei einem Regimente angestellt wurde. Ich erinnerte mich seiner, und näherte mich ihm daher als einem Jugendbekannten. Bei jeder Gelegenheit aber suchte er mich zu vermeiden, weil ich ihm aber hiezu keinen Grund gegeben hatte, so wurde ich am Ende auch müde ihm einige Schritte entgegen zu thun, und wir blieben uns daher völlig fremd. Um so größer war

mein Erstaunen, als ich von meiner Schwester die Abschrift eines Briefes erhielt, den ich für dich übersetzt habe.

Fürst Wladimir Michailowitsch Serow-
rinski an Fräulein Aliona
Slawnikow.

Glücklich ist der Mann, der Sie, edles sanftes Mädchen, einst die Seine nennen wird. Ob ich dieses seyn darf, darüber bitte ich Ihr eigenes Herz entscheiden zu lassen. Es thut mir weh, hiebei Dinge aufdecken zu müssen, die ich ewig der Vergessenheit zu übergeben wünschte. Die Nothwendigkeit aber zwingt mich hier Alles zu entschleiern, um mir bei dem Schritte den ich thun muß, wenn nicht Ihre Freundschaft, doch wenigstens Ihre Achtung und Theilnahme zu erhalten. Erlauben Sie mir, daß ich ohne fernere Einleitung zur Sache selbst schreite. Die Oberstin Blurewitsch, ein edles sanftes Weib, war die Freundin meiner verstorbenen Mutter, die an einer langwierigen schmerzlichen Krankheit starb. Jeden Augenblick, den sie von ihren häuslichen Geschäften und

der Erziehung ihrer Kinder abbrechen konnte, brachte die Oberstin am Krankenbette meiner Mutter hin, suchte ihre körperlichen Schmerzen zu lindern, war ihre Trösterin, betete mit der Sterbenden, und drückte ihr aniegt die Augen zu. Mein Vater suchte während der Krankheit seiner Gattin sich durch rauschende Vergnügungen zu zerstreuen, und die Kinder der Oberstin waren mit uns, sobald unser Unterricht geendet hatte, entweder in unserm Hause, oder wir brachten unsere Zeit im Hause des Obersten hin, welches neben dem unfrigen lag. So entsprang die herzlichste Jugendfreundschaft, und Maria, die älteste Tochter des Obersten, die vorzügliche Eigenschaften des Körpers und Geistes vereinigte, war mir nicht bloß als Spielgefährtin besonders lieb, sondern eine Uebereinstimmung unsers Charakters erzeugte, wann ich gleich um wenige Jahre älter war, noch eine edlere Art von Jugendfreundschaft. Der Oberst, ein Mann von strengen Sitten, einfach, gerade und offen, dabey aber äußern heftig und von hohem Ehrgefühl, welches beinahe an Stolz, so wie seine Festigkeit an Eigensinn gränzte, hatte als ein Mitglied des kleinen Adels sich

bloß durch Verdienst emporgehoben; und war
 nie der Freund meines Vaters; welcher aber
 auch dem Oberst seine Achtung nicht verweh-
 ren konnte, und daher auch den Umgang
 beider Familien bloß mehr duldete als gern
 sah. Dieser wurde nach dem Tode meiner
 Mutter völlig abgebrochen, ich konnte es mir
 aber nicht versagen, dennoch zuweilen im
 Hause des Obersten meinen Besuch abzustat-
 ten, und gerade eine gewisse Bangigkeit, daß
 es mir mein Vater vielleicht verbieten, der
 Oberst selbst den Besuch seines Hauses unter-
 sagen könnte, gab meinem Umgange einen ge-
 wissen höhern Reiz. Zur Vollendung meiner
 Erziehung wurde ich nach Petersburg gesandt
 und zugleich bei der Garde angestellt. Maria
 war zwölf, ich sechzehn Jahr alt, als ich am
 Tage vor meiner Abreise mich ihrem Vater
 empfahl. Er war sonst bei meinen Besuchen
 nicht zugegen, und der gegenwärtige wurde
 hiedurch feierlicher. Die Oberstin schloß
 mich mit mütterlicher Herzlichkeit in ihre Ar-
 me. — Gott segne Dich, sagte sie, guter
 Wladimir! Du bist das Ebenbild deiner seli-
 gen Mutter. Gott schenke Dir ihr Herz.
 Bleibe mein und der Meinigen Freund, wie

werden Die gewiß ewig ergeben seyn. — Auch der Oberst umarmte mich schweigend, aber mit Herzlichkeit. Die Kinder weinten, als ob sie einen Bruder verlieren sollten, vor allen Maria. Sie hingen sprachlos und schluchzend an meinem Halse, auch ich hatte keine Worte. Aber das Bild dieses Abschiedes und die Erinnerung an die Sterbestunde meiner Mutter erloschen nie in meinem Andenken. Ich schrieb von Petersburg einige Mal an die Oberstin und legte Briefchen an ihre Kinder ein. Denn es that mir so wohl, hiedurch von Maria Nachricht, und ein Paar Zeilen von ihrer Hand zu erhalten. Kein Geräusch der Hauptstadt, und Alles, was dort auf mich Eindruck machte, vermochte das Andenken dieser guten Menschen zu vertilgen, und außerordentlich war mein Schrecken, als ich in der petersburger Hofzeitung fand, daß der Oberst vom Kaiser seiner Dienstes entlassen wäre. Voll Angst und Rührung und mit herzlicher Theilnahme schrieb ich an die Oberstin. Lange bekam ich keine Antwort, endlich erhielt ich einen Brief von Maria. Der Vater war nach Sibirien verbannt, die Mutter hatte ihn begleitet, die Kinder

wären unter die Verwandten vertheilt, Maria selbst nichts weniger als glücklich. Blas dimir! Du warst mir immer wie ein Bruder, so schrieb die arme Marie, ich habe Niemanden, gegen den ich mein Herz ausschütten kann. Des Tages über verberge ich meine Thränen, nur des Nachts, wenn ich von Allen unbemerkt für den Vater und die Mutter zu Gott und den Heiligen bete, nur dann darf ich weinen. Wäre ich eine Waise, so wüßte ich, meine Eltern wären bei Gott. Jetzt, was soll aus meinen Eltern werden, und aus mir! — Der Oberst hatte seinen Kindern eine gute Erziehung gegeben, und Maria war jetzt bei Verwandten, deren Bildung weit unter der ihrigen war. Ich wünschte ihr zu helfen, und plötzlich fühlte ich mich wie begeistert. Eine Verwandte meiner Mutter war Hofdame. Zu ihr eilte ich, und bat um die Erlaubniß sie allein zu sprechen. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, als ich ihr das Schicksal des Obersten, die Verhältnisse seiner Gemahlin und meiner Mutter, und zuletzt mit bangem Herzklopfen Maria's Unglück schilderte. — Wie? sagte meine Tante staunend, Sie ver-



wenden sich für diese Familie? Wissen Sie denn nicht, daß ihr Vater den Obersten gestürzt und sein ganzes Unglück bewirkt hat? Ich bebte zurück. O! sagte ich, es ist mein Vater, aber dann hat er dennoch unrecht gethan. Ich schilderte jetzt den Charakter dieser ganzen Familie, meine Nührung pflanzte sich auf meine Tante fort, und Maria kam durch ihre Verwendung, um ihre Erziehung zu vollenden, in das St. Katharinenstift zu Moskau. Ich konnte es mir nicht versagen, ihr diese frohe Nachricht mitzutheilen, und ihr Dank knüpfte mich noch inniger an sie. Kein weibliches Wesen machte auf mich Eindruck. Daß eine Leidenschaft für Maria insgeheim in meinem Herzen schlummerte, war mir unbewußt, ich hielt mich für frei, meine Empfindungen bloß für Theilnahme und Freundschaft. Jetzt wurde ich von der Garde in die Armee versetzt. Ein neuer Wirkungskreis und völlige Neuheit der Geschäfte fesselten meine ganze Aufmerksamkeit, bis mein Vater mich zu sich rief. Erst bei meiner Ankunft machte er mich mit meiner beabsichtigten Vermählung bekannt. Ich erschrock, Maria's Bild trat vor meine Seele. Mein

Vater forderte mich sogleich zum Besuche bei
 dem Ihrigen auf; ich glaubte bloß den ersten
 Besuch abzulegen, vielleicht noch die erforder-
 liche Zeit zu meiner Selbstprüfung und zu ei-
 nem bestimmten Entschlusse zu gewinnen,
 aber mich überraschte jezt der Ausritt am
 Sterbepette Ihres Vaters. Ich lernte Sie
 und Ihr edles Herz kennen, und bei allen
 Ihren Vorzügen und im Besiz meiner höch-
 sten Achtung hielt ich mich überzeugt, daß ein
 jeder Gatte durch Sie glücklich werden müsse.
 Daß mein Gefühl für Maria mehr als
 Freundschaft und Theilnahme sey, war mir
 selbst noch nicht deutlich bewußt, und gerührt
 durch das Heiterliche unserer Verlobung be-
 trachtete ich unsere Verbindung als Gebot des
 Schicksals. Jezt reiste ich gemäß den Wün-
 schen meines Vaters nach Moskau. Es war
 gerade im St. Catharinenstifte eine Auslass-
 sung, so nennt man dort eine Prüfung, bei
 welcher die jungen Damen, deren Erziehung
 beendigt ist, zugleich entlassen werden. Dies
 Alles wußte ich nicht, als ich mich bei einem
 meiner Verwandten melden ließ. Ich fand
 die ganze Familie im Begriff anzugehen, be-
 merkte dies, und wollte mich sogleich wieder

entfernen. — Haben Sie in diesem Augenblick Sticksäfte, fragte meine Cousine? Wäre dies nicht der Fall, so könnte ich Ihnen einen so reizenden Anblick verschaffen, als Sie vielleicht noch nie gehabt haben. Der Wagen ist vorgefahren, begleiten Sie uns. — Ich nahm, weil ich gerade nichts Besseres zu thun wußte, den Antrag an, und erfuhr erst, als ich an der Seite meiner Cousine saß, zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß wir nach der Auslassung zum St. Catharinenstifte führen. Mit bangem Herzklopfen trat ich in den Saal und wagte kaum das Auge aufzuschlagen. Es war in dieser Anstalt die Kunst der Stickerei aufs höchste getrieben, so daß man Gemälde mit der Nadel in einem solchen Grade der Vollkommenheit nachahmte, daß in einer kleinen Entfernung das Auge getäuscht wurde und die Stickerei für ein Gemälde nahm. Eine solche Arbeit erregte jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit; es war die Geschichte Coriolans. Unter den römischen Frauen war besonders die Matron Coriolans Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Es war eine edle jugendliche Gestalt mit einem Zuge von Schwermuth im

Gefichte. Die Bülge scheinen mir nicht unbekannt. So sprechend, so getroffen! riefen einige der Anwesenden, und wandten ihre Augen nach der einen Seite des Zimmers. Auch ich sah dahin und erkannte sie. Maria, die jetzt zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, auch sie hatte mich erkannt. Sie zitterte, ihre Wangen wurden bleich. Die Vorsteherin der Anstalt glaubte, daß dies eine Folge der allgemeinen auf sie gerichteten Aufmerksamkeit wäre, sprach ihr liebevoll zu, führe sie in ein Nebenzimmer, und die Anwesenden äußerten durchgängig ihre Theilnahme. Ich stand starr, und beinahe meiner unbewußt — Eine der Damen sagte jetzt zu ihrer Nachbarin: dies arme Mädchen ist die Tochter des unglücklichen Obersten Blumewisch, der unter der vorigen Regierung nach Sibirien verbannt, von seiner edlen Gattin dorthin begleitet wurde. Sie fand dort ihr Grab, der Oberst wurde unter der jetzigen Regierung zurückberufen, und er sollte wieder bei der Armee angestellt werden, aber alle seine Leiden, der Tod seines herrlichen Weibes, das Schicksal seiner zurückgelassenen Kinder, Alles hatte auf ihn, der nur in der

Stille litt und Niemanden klagte, so heftig gewirkt, daß seine Gesundheit völlig zerfällt ist, und er vielleicht nur noch wenige Monate ein sieches Leben fortschleppen wird. Dies gute Mädchen wird jetzt seine Pflegerin. — Hat er Vermögen? fragte einer der Anwesenden. — Sehr wenig, lautete die Antwort; er lebt von einem Gehalte, welches er der Gnade des Monarchen verdankt, und die arme Maria ist nach seinem Tode völlig verlassen. — Das ist sie nicht, antwortete die Vorsteherin der Anstalt, so lange ich lebe, denn ich werde sie jederzeit gleich meiner geliebten Tochter betrachten. — Ich stand noch wie versteinert, ein leises Klüffeln riß mich aus dem Traume! Man hatte meine Gefühle bemerkt, sich nach mir erkundigt, meinen Namen erfahren, und da man wußte, welchen Antheil mein Vater an dem unglücklichen Schicksale des Obersten hatte, so schrieb man Alles, und auch Maria's Empfindungen bei meinem Anblick auf diese Rechnung. Meine Cousine entfernte sich daher, so bald sie es nur schicklich thun konnte; sie bat mich, da wir uns in dem Wagen befanden, ihr die Unannehmlichkeit, welche sie mir veranlaßt

habe; zu verzeihen, den Zufall nicht für Absicht zu deuten. — O! rief ich aus, es'war kein Zufall, ich fühlte, daß die Vorsehung unsere Schicksale leitet. — Ich versuchte sobald ich allein war, Alles ruhig und kalt zu prüfen, besonders ob der heftige Eindruck, den Maria auf mich gemacht hatte, bloß durch die Umstände, welche ihr Wiedererscheinen begleitet hatten, herbeigeführt wäre. Warum, meine edle theure Freundin, sollte ich heucheln, warum Ihnen eine Sache verbergen, von welcher das ganze Glück unsers Lebens abhängt. Ich achte, ich verehere Sie, aber Maria's Anblick hatte Gefühle erwecket, wovon ich mich völlig frei glaubte. Ich liebe dies unglückliche Mädchen, die mich schon seit der frühesten Jugend an sich zog. Ich bin, wo möglich Ersatz schuldig, ihr Bild war in meiner Seele beinahe erloschen, und ohne mein Zuthun führte mich die Vorsehung auf eine so auffallende Weise wieder mit ihr zusammen. Mit freundschaftlichem Zutrauen will ich mich Ihnen entdecken, unser beiderseitiges Swickel ist hiervon abhängig. Mein Herz riß mich fort, ich ließ mich bei der Vorsteherin des St. Catharinenstiftes melden, um



nähere Erkundigungen einzuziehen, wurde gütig aufgenommen, hörte von Marien, von ihrem Herzen, ihrer Bildung so viel Gutes, daß meine Leidenschaft mit jedem Augenblick stieg. Ich bat um die Erlaubniß, sie sprechen zu dürfen, die Vorsichterin machte Einwendungen. — O! rief ich aus, ihre Mutter war die Freundin der meinigen, sie weinte mit und an dem Sterbette der guten Mutter, und seit den frühesten Jahren unsers Lebens verband mich mit Maria die innigste Jugendfreundschaft. — Die Vorsichterin versprach, meinen Besuch einzuleiten, und ersuchte mich, am folgenden Tage wieder zu kommen. Ich erschien, und mein erster Blick beim Eintritt war nach Maria. Die Vorsichterin, eine Frau von vieler Bildung, bemerkte bald, was in meiner Seele vorging. — Sie erwarteten, sagte sie, Ihre Jugendfreundin bei mir zu finden, aber warum wollen Sie Wunden aufreißen, die kaum vernarbt sind? Die Verhältnisse ihres Herrn Vaters mit dem Vater der guten Maria können bei den Kindern beider Väter nur schmerzliche Gefühle wecken. Wozu daher die Annäherung? Maria erinnert sich noch mit An-

hänglichkeit, selbst Dankbarkeit, ihres Jugendfreundes und hat mich beauftragt, Sie ihrer Achtung und Freundschaft zu versichern. — Mich schlug diese Erklärung nieder; doch ermannte ich mich! O! rief ich aus, Sie soaten, verehrungswürdigste Frau, lehl in öffentlich, daß Sie Marien die Rechte der Tochter zugestanden, und ich will daher mit Ihnen so sprechen, als ob Sie Maria's Mutter wären. Wir erwachsen mit einander, die dunkeln Gefühle meiner früheren Jugend haben sich mir verdeutlicht, und sind zur hellen Flamme geworden. Ich liebe Marien, ich kann ohne sie nicht glücklich seyn. — Dies ahnete ich, sagte die Vorleserin, aber haben Sie auch alle Hindernisse erwogen? Sie sind mit einem Frauenzimmer verlobt, welches die allgemeine Achtung besitzt; und wenn dieses auch nicht wäre, die Gefinnungen ihres Herrn Vaters, — nie würde er eine Verbindung mit der Tochter seines Feindes, die über dem unter seinem Stande ist, zugeben. — Ich räumte dies ein, gestand, mein Fräulein, daß ich Sie, für eine der Edelsten Ihres Geschlechtes halte, daß ich, mit meinen Gefühlen noch unbekannt,



mich durch Ihre Hand, die mir der Drang der Umstände ertheilen wollte, geehrt fühlte, Jetzt aber, mit meinem Herzen bekannt, mich für einen Verbrecher halten würde, wenn ich eine Verbindung eingehen könnte, bei der ich mich unglücklich fühlen und Sie, auch bei dem besten Willen, nie glücklich machen würde. — Sie haben Recht, sagte die edle Frau, auch ich hatte einen Gatten, der meine Achtung verdiente; aber der Wille seiner Eltern trennte eine frühere Verbindung, die sein Herz schloß. Unsere Verhältnisse führten uns zusammen, wir lernten uns kennen; Achtung und herzlichste Freundschaft war davon die Folge, aber nie konnte mein Mann seine früheren Eindrücke vergessen. Er ließ mich dies nie empfinden, doch aber entging es mir nie, daß er bei aller Anhänglichkeit die ich für ihn fühlte, nicht vollkommen glücklich war, wenn gleich nach einer Reihe von Jahren die früheren Eindrücke dahin schwanden. Ich würde daher selbst, wenn gleich Marie wahrscheinlich nie ihre Gattin werden kann, wenn ich meinem Herzen folgen dürfte, Ihnen den Rath ertheilen, lieber unvermählt zu bleiben, als einem edlen, eines

bessern Schicksals würdigen Mädchen das Glück zu rauben, einst an der Hand eines Mannes, mit dem sie die herzlichste Zuneigung verbindet, die höchsten Freuden des Lebens zu finden. — Und Maria? rief ich. — Sie wird sich nie vermählen, war die Antwort, und nun fragen Sie nicht weiter. — Sie schien gerührt. Gott nehme Sie Beide in seinen heiligen Schutz, ich kann und werde nie Ihre Annäherung befördern. Meine Ueberzeugungen sind dagegen, aber mein Herz ist gewiß dabei nicht ohne Theilnahme. Ich wünsche Ihnen und der guten Maria jedes Glück. — Sie brach ab: meine Bitten waren umsonst, sie ersuchte mich nicht weiter in sie zu dringen. Wir schieden gerührt. Ich schrieb an Maria, mein Brief kam unerbrosen zurück, von einem Villet der Vorsteherin begleitet: „Ich halte Sie für einen edlen Mann und hoffe daher, daß Sie meine Bitte erfüllen und nicht die Ruhe eines armen Mädchens trüben werden, die ohnehin mit Leiden und Unglück, ja — warum sollte ich's verheimlichen — mit ihrem Herzen kämpft. Der Mensch ringt hienieden mit einem Schicksale, das dem armen Sterb-



lichen oft unerklärbar ist. Aber es giebt einen Gott, eine Ewigkeit. Maria wird die letzten Tage ihres kranken Vaters zu erheitern suchen, und wenn sie diese heilige Pflicht erfüllt hat, den Ueberrest ihres Lebens in einem Kloster hinbringen. Ich traue Ihnen Achtung zu für die Tugend und das Unglück, hätte mich daher auch überzeugt, daß Sie den innern Frieden dieser reinen schuldlosen Seele nicht stören werden." — Ich war noch einmal bei der Vorleserinn des St. Catharinenstifts. Maria ist abgereist, sie liebt mich noch, o Gott! sie liebt mich. Aber sie ist fest entschlossen, nie den Sohn gegen den Vater zu bestimmen und daher auch nie die Meinige zu werden. Muß diese Stärke des Geistes, muß diese edle Entschlossenheit mich nicht doppelt an sie fesseln? Mein Herz ist so voll, die Sprache so arm. O mein Fräulein! Sie werden gewiß fühlen, was meine Pflicht ist, und gewiß verzeiht Ihr edles Herz mir die Bitte, alles aufzubieten, um eine Verbindung zu trennen, die wir freilich in der redlichsten Absicht, aber doch unter andern Umständen eingingen, die von den argenwärtigen höchst verschieden sind. Ihre Verzeihung und — dürfte

ich selbst hoffen — Ihre Theilnahme an meinem Schicksal wird für mich gewiß höchst tröstend und beruhigend seyn, und wenn es möglich ist, noch jene hohe Achtung mehrten, wozu ich mich ewig gegen Sie verpflichtet fühlen werde.

Allona fühlte sich äußerst bewegt. Sie achtete den edlen jungen Mann selbst wegen dieses Vertrauens, und wem glaubte sie, sich besser, als ihrer Mutter entdecken zu können. Diese aber hatte die Heirath für höchst vortheilhaft gehalten, und hielt es für Unrecht, einen Schritt zur Verwirklichung der Trennung zu thun, um so mehr, da die Verlobung allgemein bekannt gemacht war. Sie befahl daher meiner Schwester, über die Sache zu schweigen, den Brief so zu betrachten, als ob sie ihn gar nicht empfangen hätte, und es der Zeit zu überlassen, den Eindruck in Wladimirs Seele zu schwächen; indem sie es ihr anschaulich machte, daß Fürst Sewerinek nie die Vermählung des Sohnes mit einem Frauenzimmer ohne Rang und Vermögen bewilligen würde: jetzt aber noch mehrere Gründe hinzu kämen. Bei aller Theilnahme,



die Aliona für Wladimir und Maria fühlte, konnte sie unter diesen Umständen nichts zur Beförderung ihrer Wünsche beitragen, und immer zu strengem Gehorsam an die Befehle der Mutter gewöhnt wagte sie keinen Widerspruch. Mir aber schien es Pflicht hiebei nicht müßig zu bleiben. Ich schrieb daher an Wladimir, setzte ihm Aliona's Verhältnisse auseinander und schloß mit der Versicherung, daß sie seinen Wünschen keineswegs entgegen, sondern vielmehr mit mir vereint Alles zur Beförderung derselben beizutragen bereit wäre. Jetzt suchte ich auch über die Feindschaft, die zwischen beiden Familien entsprang, einige nähern Nachrichten einzuziehen, und erfuhr, daß der Fürst Sewerinkoi mit einem Verwandten des Obersten, dessen kleine Besitzung an seine Güter gränzte, in einen Rechtsstreit verwickelt, diesen durch seinen mächtigen Einfluß auf die geschwuidrigste Weise getränkt und beeinträchtigt habe. Wurewitsch, an den sich sein Vetter wandte, suchte einen Vergleich einzuleiten und hiedurch die Sache beizulegen. Der Fürst lehnte die Vermittelung des Obersten ab. Dieser, bei der Gerechtigkeit seiner Sache, glaubte seinen Verwandten nicht aufz

opfern zu müssen, und durch seine Vermittelung kam die Sache bis an den Kaiser, dessen anerkannte Gerechtigkeit auch hier zum Vortheil des Unterdrückten entschied. Der Fürst, der es wohl einsah, daß Blurewitsch hier gegen ihn thätig gewesen war, warf auf diesen den tödtlichsten Haß, und da jetzt der lebhafteste Unwille gegen Frankreichs Revolution herrschend wurde und sich selbst in Kleinigkeiten äußerte, so hatte der Oberst, als er einst unter Freunden zu seyn glaubte, sich darüber ein paar hingeworfene Aeußerungen erlaubt, die nicht im herrschenden Geschmack waren. Der Fürst, der ihn überall beobachteten ließ, wurde bald hievon benachrichtigt. Die Aeußerungen des Obersten wurden durch gehässige Zusätze erweitert, veröffentlicht, und so lange umhergetragen, bis sie von einem jener feilen Menschen, die um ihres Vortheils Willen das Glück der Nebenmenschen ohne Bedenken zu Grunde richten, nicht unwahrscheinlich auf Antrieb des Fürsten, zu Petersburg angezeigt wurden. Seine Entlassung aus dem Kriegsdienste war hievon die Folge. Blurewitsch, der sich durch vieljährige Kriegsdienste zu seiner Würde durch Verdienst em-



vorgeschwungen hatte, mit seiner ganzen Familie einzig vom Ertrage derselben lebte, wurde durch dies Schicksal äußerst erschüttert. Er eilte nach Petersburg, um Gerechtigkeit zu suchen. Ihm dabei hinderlich zu seyn, war nun das Werk des Fürsten. Blurewitsch, der alle seine Bemühungen, bis zu dem Kaiser zu dringen, vereitelt sah, bot immer neue Hilfsmittel auf, wurde heftig. Dies erzeugte Aissen. Was sonst Jedermann als gleichgültig betrachtet hätte, wurde auf Antrieb des Fürsten im gehässigsten Lichte dargestellt. Die Polizei verhaftete ihn, und er wurde als ein Mann, der gefährliche Absichten hegte, nach Sibirien gesandt. Alles dieses machte auf meine Mutter, der ich davon Nachricht gab, keinen Eindruck. Blurewitsch, sagte sie, hatte seine Feinde, die ihn stützten. In wie fern Sewerinskoi dabei wirkte, ist unbekannt. Daß dieser aber auch seine Feinde hatte, die ihm gern alles Gehäßige anbürden, ist gewiß. Wie viel also hierbei Wahrheit sey, können wir weder ausmitteln, noch entscheiden, und ungewisse Gerüchte können uns nicht von den Verpflichtungen frei sprechen, die wir am Bette des Sterbenden besiegelt haben. Die

wird Fürst Sewerinskoi und dessen Sohn von mir seine Zusage zu erfüllen gedrängt werden. Beide aber sollen mir auch nie den Vorwurf zuschreiben, daß ich meine Zusage verletzt hätte. —

So blieb die Sache: Der Fürst bot Alles auf, um die Verbindung seines Sohnes mit Allona zu befördern. Wladimir setzte ihm Standhaftigkeit entgegen. Der Vater tobte, drohte, und stimmte endlich, da bei dem unerschütterlichen Entschlusse des Sohnes Alles vergeblich war, mit meiner Mutter überein, die Sache Gott und den Heiligen zu überlassen, und beide hofften viel von der Zeit, besonders wenn Maria nach dem wahrscheinlich sehr nahen Tode ihres Vaters sich in ein Kloster begeben sollte, und Wladimir allbald von der Unmöglichkeit, sich mit ihr zu verbinden, überzeugt werde. So lag die Sache, beschloß Fedor, als wir Rußland verließen. Allona, die nie Neigung für Wladimir fühlte, betrachtete sich von ihm völlig aufgegeben. Du aber, lieber Ernst, erkläre Dir hieraus das Benehmen meiner Mutter. Allona würde dir mit Freuden ihre Hand reichen: sie

ist überzeugt, daß Vladimir durch ihren Besuch nie glücklich werden kann, und dies ist die Ursache jenes Grams, der bei ihrem nicht starken Körperbau ihre Gesundheit täglich mehr untergräbt.

Aber, sagte Ernst, Deine Mutter erschien mir gegen meine Verbindung mit Aliona sich nicht ganz zu erklären, sondern sie vielmehr, wenn Wilhelmine deinem Vetter ihre Hand reichen wollte, genehmigen zu wollen.

Gregor, antwortete Feder, hat auf meine Mutter einen wichtigen Einfluß erhalten, doch zweifle ich auch, daß sie, wenn seine Wünsche erfüllt wären, sich sozgleich bestimmt für die Deinigen erklärt haben würde. Es waren vielleicht bloß Hoffnungen, die gemacht wurden, um Gregors Absichten desto leichter zu erreichen.

Beide Freunde gaben sich die wechselseitige Zusage, zur Beförderung ihrer Wünsche nach Möglichkeit zu wirken. Ernst zeigte sich nicht öffentlich, und da Aliona an Gesellschaften nicht Theil nahm, sich aber auf Verath des Arztes durch Spaziergänge Bewegung

gen machen mußte, wobey Hedor ihr Begleiter war, so wurde dies Veranlassung, daß sie mit Ernst zusammentraf. Aliona gelobte Treue bis ins Grab. Als Ernst auch diesen Schwur leisten wollte, unterbrach ihn Aliona mit inniger Bewegung. Nein nein! sagte sie, du nicht; ich bin schon zur Hälfte die Bürgerin des Grabes, du gehörst noch dieser Welt ganz an, sie hat Ansprüche auf Dich, Du hast Pflichten gegen sie, daher keinen Schwur, wenn Du mich liebst, aber unter allen Umständen die freundschaftlichste Theilnahme. — Fest blieb Aliona bey dieser Erklärung, und forderte, daß Ernst, wenn er sie liebe, nicht mehr gelobe. Sie beschloßen durch Hedors Vermittelung einen Briefwechsel zu unterhalten, und die Entscheidung ihres Schicksals von der Waterhand der Vorsehung zu erwarten.

Ernst mußte nun bei der Nachricht, daß sich Preußen gegen Frankreich rüste, Eöpliz schnell verlassen. Auch die Familie Slawnikow kehrte von dort nach Rußland zurück. Aliona's Gesundheit hatte nicht gewonnen, und sie schrieb ihrer Zusage gemäß noch vor ihrer Abreise.

Aliona an Ernst.

Uebermorgen verlassen wir Töplitz, um noch während des Herbstes, ehe die völlig ungünstige Jahreszeit eintritt, meine väterlichen Güter in Polhynen zu erreichen. Ein weiter Raum trennt uns jetzt, vielleicht nur bis an das sehr nahe Grab, und dann vereinigt eine Ewigkeit uns wieder. Ich schreibe nicht ohne Angst, denn es ist mir doch intimer, als ob es Unrecht wäre, dies gegen die Wünsche meiner Mutter zu thun, die bei allen ihren Maßregeln, so sehr sie auch meinen Wünschen widersprechen, doch immer nur mein Glück im Auge hat. Es ist, als ob eine innere Stimme mir sagte, wir werden uns nie wieder sehn. Selbst dieser Brustschmerz scheint es mir zu verkünden, daß ich einer Blume gleiche, die mit jedem Tage mehr dahin welkt. O! dieser Gedanke an die Hinfälligkeit des Lebens muß uns neuen Muth verleihen, einzig nach dem Glücke zu trachten, einst, wenn uns're letzte Stunde schlägt, ruhig dahin gehen zu können, wohin der Vater uns ruft. Dies, theurer Geliebter, laß' uns vorzüglich hienieden noch suchen. Viel-

leicht ist, dießelbe des Grabes Alles für uns verloren, aber das hohe Bewußtseyn bei der Reinigkeit unsers Herzens unsern Pflichten getreu gelebt zu haben, vermag keine Gewalt, kein feindliches Schicksal uns zu entdrücken. Und wenn wir einst dort über den Sternen glücklich sind, dort uns wiederfinden, unser eigenes Herz uns das Zeugniß giebt, daß dieser Lohn unserer Leiden uns für Alles, was wir auf Erden duldeten, zugetheilt wurde — dann werden wir noch dankbar den Ewigen für Alles preisen, was uns jetzt oft mit Schmerz und Wehmuth erfüllt. Nimm diesen Trost von mir, die ihn selbst in manchen Augenblicken so sehr bedarf. Ich habe gebetet, und halte es nicht für Leichtsinn — nein, es ist eine höhere Kraft, die mir den Gedanken eingiebt, Dich zu bitten, mir Dein Glück und Deine Zufriedenheit nicht aufzuopfern. Bei der hohen Ungewißheit, uns jemals auf Erden wieder zu finden, würdest Du unrecht handeln, auf das Glück Verzicht zu leisten, einst an der Hand einer guten und edlen Gattin jenes Glück des Lebens zu finden, welches ich Dir wahrscheinlich nie gewähren kann. Ich bitte Dich, mir ewig



theurer Freund! diesen meinen Wunsch zu beherzigen, und ich mache Dir selbst seine Erfüllung zur Pflicht. Gehe ich hinüber zu einer bessern Welt, so wird mein Geist, wenn er noch hier zurück zu lehren vermag, gewiß Dich und die Deinen oft umschweben und Dein Glück, Du theurer Geliebter, wird noch Vermehrung meiner eigenen Seligkeit seyn. Lebe wohl, Gott möge Dich leiten und schützen. Dort, dort finden wir gewiß uns einst wieder.

Zur Erläuterung fügte Fedor hinzu, daß Aliona's Gesundheit immer mehr leide. Der Arzt habe ihm auf seine Bitten nicht verheimlicht, daß ein langsames schleichendes Fieber, welches er nicht zu heben im Stande gewesen wäre, höchst bedenklich bleibe. Die Kämpfungen der Preußen und ihr Marsch nach Sachsen zogen jetzt alle Aufmerksamkeit an sich, auch Ernst war jetzt beinahe nur einzig mit Erfüllung seiner Pflicht als Krieger beschäftigt. Sein Bruder hatte die Hoffnung zu Wasserfreuden und hing noch überdem mit der Liebe eines Neuvermählten an seiner guten zärtlichen Gattin; seine Nebenabsicht hatte ihr



Wand geknüpft, denn sie besaß nur ein höchst
 unbeträchtliches Vermögen. Der Major v.
 Eisenberg aber konnte von dem Ertrage seiner
 Stelle seine Bedürfnisse und die seines Haus-
 wesens hinreichend bestreiten. Denn bei den
 ihnen bekannten vielen Bedürfnissen ihres
 Vaters, seiner Uneigennützigkeit und weit ge-
 henden Wohlthätigkeit, machten weder Wil-
 helm noch Ernst, besonders da er vorzüglich
 nur den Letzten zuweilen unaufgefordert eini-
 ges Geld übersandte, auf ihn einige Ansprüche.
 Beide aber hatten von dem Wohlstande ihres
 Vaters hohe Begriffe und hofften hiedurch
 selbst dereinst ein sorgenfreies Alter. Mit
 inniger Betrübniß trennte sich Wilhelm von
 seiner Gattin, allein die Pflicht gebot und sie
 galt ihm über Alles. Ernst war Zeuge die-
 ses so schmerzlichen Abschiedes. Als sie das
 Haus verlassen hatten, Wilhelm noch den
 letzten Blick aus der Ferne auf seine Gattin
 warf, ergriff er seines Bruders Hand. Ernst,
 rief er aus, wenn ich sinke, — Gott schütze
 Dich, antwortete Ernst, aber so lange als ich
 lebe, sollen die Deinen gewiß nicht verlassen
 seyn.

Mit Unwillen sah indeß der Oberst von
 Eisenberg den Ausbruch des Krieges, Napo-
 leon war sein Held. Ueberrätht durch seine
 schöne Phrasen hoffte er von ihm das Glück
 der Menschheit, und daß dieses gesäht, we-
 nigstens aufgehoben werden sollte, machte sei-
 nen Unwillen rege. Er liebte sein Vaterland,
 blickte noch mit einem gewissen Stolz auf das
 Heer, bei dem er selbst unter Friedrich kämpf-
 te, und doch hörte er — so weit ging die
 Vorliebe für Napoleon — die Nachricht von
 dem Unglücke der Preußen mit einer gewissen
 Gleichgültigkeit, die beinahe an Wohlgefallen
 gränzte. Theresens Auge, unempfindlich
 für das Sonnenlicht, war es nicht für die
 Thränen. Sie und die Oberstin konnten ih-
 ren Schmerz nicht verbergen. Der gutmü-
 thige Eisenberg tröstete Beide. Wir haben
 verloren, sagte er, aber wir haben auch Na-
 poleons Unüberwindlichkeit kennen gelernt.
 Er ist edel und groß, er weiß, daß Preußen
 die Schutzwehr Europa's gegen Rußland ist,
 und wird daher dem Staate gewiß einen eh-
 renvollen Frieden gewähren. Denn er fühlt
 es auch sicher, daß Friedrichs Volk zu edel ist,
 um erniedrigende Behandlung verschmerzen

opfern zu müssen, und durch seine Vermittelung kam die Sache bis an den Kaiser, dessen anerkannte Gerechtigkeit auch hier zum Vortheil des Unterdrückten entschied. Der Fürst, der es wohl einsah, daß Blurewitsch hier gegen ihn thätig gewesen war, warf auf diesen den tödtlichsten Haß, und da jetzt der lebhafteste Unwille gegen Frankreichs Revolution herrschend wurde und sich selbst in Kleinigkeiten äußerte, so hatte der Oberst, als er einst unter Freunden zu seyn glaubte, sich darüber ein paar hingeworfene Aeußerungen erlaubt, die nicht im herrschenden Geschmacke waren. Der Fürst, der ihn überall beobachten ließ, wurde bald hiervon benachrichtigt. Die Aeußerungen des Obersten wurden durch gebäffige Zusätze erweitert, veröffentlicht, und so lange umhergetragen, bis sie von einem jener feilen Menschen, die um ihres Vortheils Willen das Glück der Nebenmenschen ohne Bedenken zu Grunde richten, nicht unwahrscheinlich auf Antrieb des Fürsten, zu Petersburg angezeigt wurden. Seine Entlassung aus dem Kriegedienste war hievon die Folge. Blurewitsch, der sich durch vieljährige Kriegsdienste zu seiner Würde durch Verdienst em-

vorgeschlungen hatte, mit seiner ganzen Familie einzig vom Ertrage derselben lebte, wurde durch dies Schicksal äußerst erbittert. Er eilte nach Petersburg, um Gerechtigkeit zu suchen. Ihm dabei hinderlich zu seyn, war nun das Werk des Fürsten. Wurewitsch, der alle seine Bemühungen, bis zu dem Kaiser zu dringen, vereitelt sah, bot immer neue Hülfsmittel auf, wurde heftig. Dies erzeugte Missethen. Was sonst Jedermann als gleichgültig betrachtet hätte wurde auf Antrieb des Fürsten im gebührenden Lichte dargestellt. Die Polizei verhaftete ihn, und er wurde als ein Mann, der gefährliche Absichten hegte, nach Sibirien gesandt. Alles dieses machte auf meine Mutter, der ich davon Nachricht gab, keinen Eindruck. Wurewitsch, sagte sie, hatte seine Feinde, die ihn hürzten. In wie fern Sewerinskoi dabei wirkte, ist unbestimmt. Daß dieser aber auch seine Feinde hatte, die ihm gern alles Gehäßige anbürten, ist gewiß. Wie viel also hiebei Wahrheit sey, können wir weder ausmitteln, noch entscheiden, und ungewisse Gerüchte können uns nicht von den Verpflichtungen frei machen, die wir am Bette des Sterbenden besiegelt haben. Nie

Reihe schneidender Mithöne, mit denen sie am Ende eine Kirchenmelodie verband. Die Nachbarn hatten von dem Obersten und seinen Einsichten eine hohe Meinung. Die Nachrichten von der Schlacht bei Auerstädt hatten alle mit Angst und Sorge erfüllt, von ihm forderten sie Rath und Trost, und seine Ansichten gewährten auch ihnen einige Veruhigung. Als er einst von seinem Enthusiasmus für Napoleon hingerissen das Vertrauen der Anwesenden auf diesen seinen Liebling zu wecken suchte, da verbreitete sich über Theresens Gesicht ein mitleidiges Lächeln. Dem Anwesenden blieb dies nicht unbemerkt. Auch sie besaß hohe Achtung; sehr natürlich war daher, als der Oberst schwieg, die an sie gerichtete Frage: Was meinen Sie wohl, Gräulein, wie sollen wir jetzt denken und handeln? Wänner, sagte Therese, indem sie sich von ihrem Stuhl emporrichtete; Ihr frage mich? Sie schlug feurig in die Harfe, und sang mit einem Ausdruck, der Alle erschütterte:

Fest wie der Stamm der tausendjährigen
Eichen,

Die nicht dem Wüthen der Orkane weichen.

So steht der Mann, dem Stolz den Busen
 hebet,
 Den Kraft belebet.

Er blickt getrost, wenn Nationen bluten,
 Vertrauensvoll zum Vater alles Guten;
 Dies stärket ihn, um alle seine Pflichten,
 Treu auszurichten.

Fest überzeugt, daß ihm dies Erdenleben
 Als Werkzeug nur zu höherm Zweck gegeben,
 Treibt ihn sein Herz, das Kühnste stolz zu
 wagen,
 Und still zu tragen.

O Männer jedes Alters, jedes Standes
 Ihr ächten Söhne eures Vaterlandes,
 Laßt uns in jeder Prüfungsstunde zeugen,
 Nichts kann uns beugen.

Dann wird dem Jüngling nicht die Kraft
 entfliehen,
 Dem Manne noch das Glück des Lebens
 blühen.
 Und selbst alsdann schwankt kraftlos nicht
 am Stabe,
 Der Greis zum Grabe.

Nein! o nein! Gefühl erfüllter Pflichten
 Kann Erdennoth mit Götterkraft vernichten,
 Lehrt hier und dort im Leben und im Sterben
 Uns Trost erwerben.

Drum laßt uns hier ganz unsern Pflichten
 leben,
 Und sterbend noch die Hände betend heben:
 Den König, Gott, führ ihn durch jeden Segen
 Dem Glück entgegen.

Alles schien begeistert und wäre in diesem Augenblicke ein Vorschlag geschehen, dem Staate große Opfer zu bringen, keiner hätte sich entzogen. Jetzt suchte Jeder noch aus irgend einem kleinen Umstande neue Hoffnung zu schöpfen, als die Nachricht von der schändlichen Uebergabe der Festungen und dem Vorücken Napoleons in Polen Alles auf Neue niederschlug. Mit einem Courier aus Schlesien erhielt der Oberst einen Brief von seiner Schwiegertochter:

„Noch vor wenig Tagen war ich ein glückliches Weib, und jetzt mag Ihnen die Einlage meine unaussprechlichen Leiden verkünden. Dem letzten Willen meines verewig-

ten Gatten zu genügen, und da nach der allgemeinen Meinung die Gefahr sich uns täglich nähert, eile ich, da jetzt der Weg durch Südpreußen noch offen ist, in Ihre Arme, um dort wo möglich Linderung jener Leiden zu suchen, die nur das Grab heilt."

Die Einlage war von Wilhelm. Er war vom Schlachtfelde nach Weimar gebracht, dort menschenfreundlich behandelt, aber seine gefährlichen Wunden hatten bald alle Hülfe der Aerzte fruchtlos gemacht. Er hatte über Prag seinem armen verlassenen Weibe noch einige Zeilen zum Abschiede und die Einlage an seine Eltern zu übersenden vermocht. Er hatte ihr den Rath ertheilt, sich schleunigst zu seinen Eltern nach Preußen zu begeben, und diesen legte er noch sterbend das Schicksal seines Weibes, und des noch ungebohrnen Waisens ans Herz. Der Schlag kam unvorbereitet, Eisenberg fühlte ganz, daß er Vater war. Das Glück der Seinen war nun schon zum Theil zertrümmert, und ein banges Ahnen, das ihn jetzt zum erstenmal ergriß, schien ihm eine noch traurigere Zukunft zu verkünden. Die Oberstin weinte im

Stillen, in Gegenwart ihres Mannes unterdrückte sie ihren Schmerz; allein das rothgeweinte Auge schalt ihr Lächeln eine Lüge. Religion gab ihr Trost, und das Gebet gab ihr Stärke. Einst warf sie sich weinend an das Herz Therese's:

Weine nicht um die Todten, sagte Therese, diese haben geendet, um die Lebenden laß uns weinen.

Therese! rief die Oberstin, dies wäre unsre Aussicht?

Wir stehen, antwortete Therese, in Gottes Hand, aber welcher Mensch auf Erden kann größerer seyn, als derjenige, der nicht an Gott und Tugend glaubt? Dies aber ist unsrer Feinde Gesinnung. Vor meiner Seele ist es noch düsterer, als vor meinen Augen. Wie werden enden, Gott gebe uns Kraft.

Diese Stimmung Therese's ergriff bald die Oberstin. Das Bestreben, ihre Gefühle dem Gatten zu verbergen, stürmte noch mehr auf sie los. Sie erkrankte; Aerzte schrieben auf Rechnung des Grams, was bereits Folge gesunkener Körperkräfte war. Sie entriß



sich, soviel sie konnte, dem Lager. Nichts gab ihr Trost. Von allen Seiten kamen traurige Nachrichten. Der Oberst selbst schwankte in seinen Hoffnungen und seinem Vertrauen auf Napoleons Großmuth, ob er dies gleich, so oft er konnte, in seine Seele zurückrief. Es waren trübe regnichte Herbsttage, und die ganze Landschaft lag öde und traurig umher. Jeder aufheiternde Besuch unterblieb, selbst die Musik ward nicht Tösterin. Denn von Theresen hörte man nur Klageidone, oder Grabgesänge. Da kam Schröder, ihn hatte der Oberst eingeladen. Er brachte die Nachricht vom Vorrücken der Russen, und ein Strahl von Hoffnung schien wieder zu erwachen. Die Oberstin erschien bei Tisch, welches schon seit einigen Tagen nicht mehr der Fall gewesen war. Eben hatte man sich niedergesetzt, als ein Pösihorn ertönte. Schröder eilte aus dem Zimmer, die Oberstin zitterte heftig. Ihr Gemahl bot Alles auf, sie zu beruhigen. Ein Wagen hielt, es war Wilhelms unglückliche Wittwe, eine hohe majestätische Gestalt, aber die bleiche eingefallene Wange zeigte, daß hier innerer Gram die Blüthe der Jugend zerstörte.

Ich bitte Sie, sagte Schröder, dem sie sich zu erkennen gab, Ihren Schmerz möglichst zu mäßigen. Der Oberst trug seine Leiden als ein Mann, aber seine edle Gemahlin ist, wie ich fürchte, nicht weit vom Grabe.

Luise antwortete nur durch einen Seufzer. Der Oberst schloß sie zärtlich in seine Arme.

Geliebte Tochter! rief er aus, so viel Ersatz als Ihnen das Vaterherz gewähren kann, sollen Sie gewiß finden.

Die Oberstin flüchte sich auf Theresen, die sie mit einem Arm umfaßte. Luise eilte auf sie zu, bedeckte ihre Hände mit Thränen. Die Oberstin umarmte sie schweigend.

Halte sie, rief der Oberst, um Gottes Willen. Sie wurde ohnmächtig, man mußte sie auf das Bett bringen.

Gott! rief Luise, indem sie ihre Hände erhob, und ihren Blick gen Himmel wandte, mußte meine Ankunft auch noch dieses herbeiführen! — Sie wird jetzt beinahe keinen Augenblick mehr von dem Lager der Oberstin,

die ihr jeden Beweis der Liebe und des Wohlwollens gab. Aber mit jedem Tage sanken die Kräfte der armen tiefgebeugten Mutter noch stärker herab. Der Oberst wünschte ihre Genesung so herzlich, hoffte sie daher als gewiß. Schröder sah das Gegentheil, und erfuhr es auch zum Theil von den Ärzten. Er bot Alles auf, ihn vorzubereiten. Umsonst, so hell der Kopf des Obersten war, so schen er jetzt keine leise Andeutung hierüber fassen zu wollen. Schröder wandte sich an Wilhelminen, die der Liebling des Großvaters war. Er machte sie mit seinen Besorgnissen bekannt. Nach seinem Rathe warf sie gegen den Oberst die Frage auf ob denn auch wirklich Hoffnung zur Genesung der Großmutter wäre?

Et! rief der Oberst, wie kann deine weibliche Furchtsamkeit so weit gehen? Gott wird gewiß ein solches Leiden nicht über mich verhängen. Ihre Genesung ist gewiß.

Aber wenn? fiel Wilhelmine schüchtern ein.

Laß die Angstlichkeit fahren, rief der Oberst; ich glaube fest, daß Gott sie erhalten



wird, und es ist, als ob mir eine innere Stimme sagte: Dein Glaube hat dir geholfen.

Jeder sah es nun ein, wie vielmehr Marianens vielleicht nahes Ende den Obersten erschüttern würde. Die Größe seiner Theilnahme konnte man dadurch ermessen, daß er selbst bei allen Ereignissen des Staats gleichgültig blieb. Ueberall sammelten sich Flüchtlinge nach Preußen, auch einige von dem Regimente, unter welchem die Edhne des Obersten gestanden hatten. Ernst hatte noch unter Blücher bei Lübeck gefochten und war verwundet, in die feindliche Gefangenschaft gerathen. Der Oberst trug Bedenken, ob er diese Nachricht der Kranken mittheilen sollte, um so mehr, da diese jetzt weniger als sonst nach ihrem Sohne fragte. Er ging eben voll Gedanken im Saale mit starken Schritten auf und ab, unentschlossen, was hier zu thun sey, als Schröder sich ihm mit einiger Schüchternheit näherte.

Was meinen Sie, sagte der Oberste, ob ich meiner Frau von dem Schicksale unsers jüngsten Sohnes Nachricht gebe?

Jetzt würde ich dazu nicht raten, antwortete Schröder, gerade jetzt nicht.

Der Oberst fühlte den Nachdruck, den Schröder auf die Worte „jetzt“ legte. Was ist denn? rief er, doch kein neues Unglück?

Nein, sagte Schröder. Religion ist zum Heil des Menschen, die edle Kranke wünscht ihre Tröstungen, und daher den Besuch unsers guten Pfarrers.

Der Oberst fuhr zusammen. Sollte sie, rief er mit Schrecken, ihren Tod fürchten?

Der Fromme, antwortete Schröder, fürchtet den Tod nicht. Es ist ja nur eine kurze Trennung von seinen Lieben, mit welchen ihn Gott dereinst wieder vereint. Man eilte den Wunsch der Kranken zu gewähren. Die Familie nahm an der religiösen Handlung Theil, der redliche Prediger, der zugleich Freund des Hauses war, fühlte sich selbst zur höchsten Theilnahme gestimmt. Was er sprach kam aus dem Herzen; Jeder fühlte sich davon ergriffen, aber der ehrwürdige Mann sprach auch mit hoher Verehrung von des Lebens Mächtigkeit und den hohen

Ausfichten des Christen dort jenseit des Grabes. Die heilige Handlung war vollendet. Ein Strahl wie von himmlischer Verklärung ergoß sich über die Züge der Kranken. Der Oberst stand sprachlos bei dem Lager der Kranken, die seine Hand mit Zärtlichkeit ergriff.

Dort! dort! sagte sie mit einem sanften rührenden Tone, werden wir gewiß auf ewig wieder vereinigt.

Der Oberst warf sich mit Ungestüm neben dem Lager auf die Knie. — Gott! Gott! rief er, mich zuerst!

Und wolltest du wohl, sagte Mariane, indem sie ihn mit Zärtlichkeit an sich zog, daß ich alsdann das Leid erdulden sollte, welches dir, dem Manne, jetzt zu schwer scheint. Es trennen uns ja vielleicht nur wenige Tage.

Jeder im Hause theilte den allgemeinen Schmerz, suchte in dem Blicke des Andern Trost, vielleicht noch Hoffnung, blickte alsdann auf den Andern mit einem wehmüthigen Lächeln und sagte durch seine Mienen, was der Mund verschwieg: nur bei Gott ist Hülfe, nur bei ihm finden wir sie wieder. Vlos

Therese, die mit ihrer Jugendfreundin so unendlich viel verlor, war äusserst gefasst. Wilhelmine ergriff ihre Hände und benetzte sie mit Thränen.

Was trauert Ihr? sagte Therese. Geht sie denn nicht ein zu ihres Heilen Freude? Selig, selig sind die Todten. — Höret Ihr denn nicht schon, fuhr sie fort, alle Leiden, die schon über so viele der Untrigen gekommen sind? Wißt Ihr denn nicht schon, was über uns ergehen kann, vielleicht auch ergehen wird? und ist es vielleicht nicht schon ein hohes Glück, den Kelch der Leiden nicht mittrinken zu dürfen, der uns bestimmt ist?

So sprach sie mit Jedem. Sie saß am Bette der Kranken, sprach von dem hohen Schutze, den die Vorsehung dem Sterblichen gewährte, von ihren weisen Zwecken, den hohen Freuden jenseit des Grabes, milderte hiedurch den allgemeinen Schmerz, und die Sterbende — denn dies war jetzt Mariane — die nur den Himmel im Auge hatte, trennte sich daher von ihrem Leben, wie ein Freund von einem geliebten und geachteten Freunde den er bald wieder zu umarmen überzeugt ist.

Sie behielt ihre Besinnung bis zu den letzten Augenblicken.

Gott segne Euch! Wilhelmine tröstete den Vater! waren ihre letzten Worte.

Sie war die Erste, die auf dem Kirchhofe unter den Linden ihr Grab fand. Die Beerdigung war prunklos, denn der Oberst war Feind alles Leichengepranges. Als aber der Prediger am nächsten Sonntage der Verstorbene gedachte, da blieb kein Auge trocken, und Jeder, Groß und Klein, gedachte der Thuren nur mit Rührung und Dank. Jeder Ort im Hause jeder Gegenstand erinnerte an sie, und nichts gab Trost. Die Natur trauerte. Regengüsse wechselten mit Schneegestöber, die Wege waren grundlos, kein Nachbar besuchte den Andern; die Familie war sich und ihrem Schmerze überlassen. Vom Unglück des Vaterlandes kam eine Nachricht nach der andern, und bei aller Anhänglichkeit, die Eisenberg für Napoleon hegte, schmerzte ihn, den Krieger aus Friedrichs Zeitalter, doch auch der sinkende Ruhm der preussischen Waffen. Die Franzosen gingen über die Weichsel, und immer näher

wälzte sich der Krieg. Eisenbergs Haus, vormals der Sitz der Zufriedenheit, der Ruhe und des Friedens, war jetzt dem stillen Schmerze geweiht, Luise schloß sich an Wilhelminen an, die durch ihr Alter ihr am nächsten war. Der Oberst war einsam, ritt aus, und kehrte nach wenig Augenblicken zurück, nahm ein Buch nach dem andern und legte es wieder weg. Therese brachte seinen großen Theil des Tages einsam auf ihrem Zimmer hin. Nur Schröder, der jetzt die Familie nicht verlassen zu müssen glaubte, und der redliche Pfarrer führten noch zuweilen einige heitere Augenblicke herbei. Es erfolgten Durchmärsche der Russen und Preussen und diese erhöhten noch die bange Ahnung. Vor allen schauderte Luise beim Anblick der Krieger.

Liebe Tochter, fragte Eisenberg, der dies doch endlich bemerkte, was ist Dir?

O! sagte Luise, der Gedanke, vielleicht hier unsre Feinde zu erblicken, vielleicht jenen Mann, durch dessen Hand mein Vater fiel. —

Du hast Recht, sagte Eisenberg, auch bedarfst du in deinem Zustande Ruhe, und Schröder, den ich nach Königsberg senden muß, soll dich dort in mein Haus bringen.

Luise wünschte, daß Wilhelmine sie begleiten möchte. Der Oberst war nicht abgeneigt, auch Theresen mitzusenden; aber diese weigerte sich.

Wir stehen, sagte sie, überall in Gottes Hand. Hier ist mein Grab an Marianens Seite; woher sollte ich mich entfernen?

Dies wirkte wieder auf Eisenberg, und so ward die Abreise wieder aufgeschoben, so sehr auch Schröder auf alle die Plünderungen und Grausamkeiten aufmerksam machte, die das Gerücht umhertrug.

Glauben Sie doch nicht, sagte Eisenberg, daß ein so gebildetes Volk solcher Handlungen fähig sey. Hoß gegen einen unüberwindlichen Feind erzeugt diese Verblendungen.

Jetzt kamen noch ansteckende Seuchen hinzu. Alles was Hülfe des Arztes, und Pflege der Kranken vermochte, wurde zur

Verminderung des Uebels aufgegeben. Aber auch Wilhelmine erkrankte. Der Arzt erklärte das Nervenfieber sey gefährlich; die Kranke selbst lag bewegungslos da. Nur mit Mühe war der Oberst dahin zu bewegen, einiges Silber und einige Kostbarkeiten einzupacken. Sie wurden nicht abgeschickt und Luise wagte bei Wilhelminens Krankheit nicht an ihre Abreise zu denken. Sie schlief neben dem Zimmer der Kranken und fuhr ängstlich in die Höhe, als heftig an die Thür geschlagen wurde. Es waren russische Truppen; die hier einige Stunden ausruben und ihre Pferde füttern wollten. Sie erhielten gaste freie Aufnahme, und Luise, die es hörte, daß unter ihnen ein deutscher Offizier wäre, warf sich in ihre Kleider. Sie fand den Obersten im Gespräch begriffen, und hörte, als sie in das Zimmer trat, den Offizier versichern, daß es Kanonenschüsse gewesen wären.

Ich wollte es nicht glauben, sagte der Oberst.

Die Gefahr ist nahe, antwortete der Offizier, retten Sie, was Sie können. Ich bringe einen Theil der Bagage nach Königs-

berg, schließen Sie sich an mich an, ich bringe Sie sicher dahin. Morgen ist es vielleicht nicht mehr möglich.

Gott! rief Lulse, indem sie ängstlich die Hände zusammenschlug.

Sie haben, sagte der russische Offizier, der sie nun gewahr wurde, eine junge Dame im Hause, ich bitte Sie solche nicht der Gefahr auszusetzen.

Schröder war indeß auch in das Zimmer getreten und hatte Alles mit angehört. Er glaubte dem Rathe des Offiziers beistimmen zu müssen.

Nun dann, sagte der Oberst, für Lulse scheint mir die Reise nothwendig, denn schon die Furcht könnte ihr nachtheilig seyn, und Sie, Schröder, reisen doch mit?

Die kostbarsten Sachen wurden aufgepackt; Therese wurde hiemit bekannt gemacht, sie blieb bei ihrem Entschluß. Auch Wilhelmine, sagte sie, bedarf meiner. Der Oberst, der, wenn er sich auch des Gedankens nicht ganz deutlich bewußt war, doch nicht gern so ganz

verwaist und einzig zurückbleiben wollte, stimmte ihrem Entschlusse bey, doch fühlte er sich bei Luizens Abschied äußerst bewegt. Auch diese schien, wie von einer bangen Ahnung ergriffen, sich nicht aus seinen Armen losreißen zu können, als der Offizier erklärte, daß Alles zum Abmarsche bereit sey. Therese war schwermüthig und in sich gekehrt. Luise ergriff schweigend ihre Hand zum Abschiede. Therese breitete die Arme nach ihr aus und rief ihr mit dumpfer Stimme ins Ohr: Du siehst mich nicht wieder. Schred, der behielt seine Fassung, er führte Luise nach dem Wagen. Weinend küßte sie die Hand des Obersten, welcher sie väterlich umarmte.

Gott segne dich! war Alles, was er aus dem gepreßten Busen hervorzubringen vermochte.

Horch! sagte der russische Offizier. — Es war ein entferntes Getöse. Deutlich hörte man nun, daß es Kanonenschüsse waren. Der Oberst sah durch die Dämmerung noch lange den Reisenden nach. Russische Truppen zogen häufig durch. Einige sprachen

ein: Eisenberg that was er zu ihrer Erquickung vermochte. Der Kanonendonner näherte sich immer mehr und mehr; gegen Abend hörten die Durchzüge auf. Der Oberst saß an Wilhelminens Lager; neben ihm Therese. Wilhelmine athmete schwer, sie schien in einem beständigen Schummer zu liegen.

Sie entschlummert vielleicht bald auf ewig, sagte der Oberst.

Wie Gott will, antwortete Therese.

Und wir? sagte der Oberst.

Es ist ein Gott, erwiederte Therese; er wird uns bei allem Schrecklichen, das über uns ergehen kann, vielleicht bald ergehen wird, gnädig vor Verzweiflung schützen.

Beide saßen eine Zeitlang schweigend. Da trat ein Bedienter ins Zimmer, mit der Anzeige, daß ein Offizier den Obersten zu sprechen wünsche. Es war der französische Oberst De La Molignon. Er redete den Obersten gebrochen Deutsch an, und schien erfreut, als ihm dieser mit großer Fertigkeit in französischer Sprache antwortete. Er sagte, daß

er sich verirrt habe, bot sich Kaffee aus, und fragte, ob er hier sicher wäre.

Für Ihre Sicherheit, sagte der Oberst, kann ich nicht bürgen, denn vor einer halben Stunde war eine Patrouille von Kosacken hier.

Der Kaffee ward augenblicklich gebracht, der Franzose knüpfte mit der seiner Nation eigenthümlichen Gewandtheit das Gespräch an, und erfuhr, daß Eisenberg im siebenjährigen und bairischen Successionskriege unter Friedrich dem Großen gedient und jetzt schon über zwanzig Jahre in dieser Gegend gewohnt habe.

Lieben Sie auch die Jagd? fragte De La Moignon.

Früher, antwortete Eisenberg, liebte ich sie leidenschaftlich, jetzt bin ich zu alt.

Dann werden Sie, fuhr De La Moignon fort, auch wohl die Gegend kennen und — indem er eine sehr genaue Charte herausnahm und auf ein benachbartes Dorf wies — mir auch sagen können, wie ich ohne Gefahr in dieses Dorf komme, worin der Marschall steht, zu dessen Generalstabe ich gehöre.



Die Stellung der Russen, antwortete Eisenberg, ist mir in der That unbekannt; allein meine Leute haben mir gesagt, daß man ihre Wachfeuer vom Kirchturme erblicken kann. Es hängt von Ihnen ab, ob sie sich darnach orientiren wollen, und da Gylau von Ihren Truppen besetzt ist, so würden Sie sich wohl am sichersten dort hin wenden können.

De La Moignon hatte während des Gesprächs den Obersten mit Theilnahme, selbst mit Achtung behandelt. Es thut mir wehe, sagte er, daß ein so ehrwürdiger Greis, ein alter Krieger des unsterblichen Friedrichs, allein den Gefahren und Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist, die in der Nähe eines Schlachtfeldes unvermeidlich sind. Könnte ich Sie doch dagegen schützen, es würde mich glücklich machen, Ihnen eine Sauvegarde verschaffen zu können.

Der Oberst beantwortete mit Dank diese Aeußerungen der Theilnahme.

Hören Sie, lieber Oberst, rief mit einem Mal De La Moignon, einen Gedanken — o gewiß, gewiß! er ist herrlich. Der Mars

Schall ist ein enthusiastischer Verehrer des uns sterblichen Friedrich, Alles, was mit diesem in einiger Berührung stand, ist ihm lieb und werth, und wenn er Sie sehen sollte, diese ehrwürdige kräftige Gestalt, o gewiß! Sie müssen mit mir zum Marschall, Sie sind es Sich, Ihrer Familie, Ihren Unterthanen schuldig. Eilen Sie, lieber Oberst, lassen Sie einen Schlitten anspannen. Wir setzen uns hinein. Ich büрге Ihnen für den herrlichsten Erfolg.

Das Feuer des Franzosen, die Ueberzeugung von eigener Gefahr, der Wunsch, sich und seine geliebten Unterthanen zu schützen, auch wohl das Erwachen der alten Anhänglichkeit für Frankreich, und der Wunsch, mit einem der berühmtesten Krieger persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen. Alles bestimmte den Obersten. Der Schlitten ward angespannt, De La Moignon und Eisenberg setzten sich hinein, und der alte Ruscher, der jeden Fußsteig kannte, und der ungeachtet des Schneegebirgs sich wieder zu finden überzeugt war, stieg hinten auf. So ging es fort. Die Wachfeuer der Russen auf der einen, der

Franzosen auf der andern Seite flammten hoch auf durchs nächtliche Dunkel und rötheten den Schnee, der in ganzen Weiten herabsiel.

Es wird morgen einen blutigen Tag geben, sagte De La Motte. Wem wünschen Sie den Sieg, den Barbaren des Nordens oder jenem Volke, das für Friedrich liebte und welches sein Andenken ehrt?

Ich wünsche, antwortete Eisenberg, daß unsre Nationen verbündet wären.

Sie werden, sie werden es gewiß, rief der Franzose, unser Kaiser wird Preußen vom russischen Einfluß befreien. Er bedarf einer Macht in Norden als Schutzwehr für das übrige Europa. Grohmüthig wird er Preußen dazu erheben, und Ihr König durch Dankbarkeit und Achtung an Frankreich gekesselt, wird seinen Staat neu ausblühen sehen und die Ueberzeugung erhalten, daß sein Volk nur in Verbindung mit Frankreich wahrhaft glücklich ist.

Eisenberg fühlte seine alten Ideen so ganz wieder erwachen, stimmte daher bald in diesen Ton ein. So gelangten sie unter den freunds-

schäuflichsten Gesprächen an den Ort ihrer Bestimmung.

Kommen Sie, kommen Sie, mein Freund, rief de La Moignon, indem er Eisenbergs Hand ergriff, der Marschall wird sich freuen, einen so edlen Veteran kennen zu lernen.

In einem Saale standen einige Abjudanten um das Kaminsfeuer: De La Moignon machte Platz, bat den Obersten, sich zu setzen, und sagte, daß er nur in das Nebenzimmer ginge, um ihn beim Marschall anzumelden. Er kam bald zurück.

Lieber Oberst, rief er, indem er ihn in die Ecke des Zimmers zog, Sie waren Soldat, sind Jäger: kennen die Gegend, der Marschall hat eine Bitte an Sie und hofft, daß sie ihm solche nicht abschlagen werden. Er verspricht Ihnen dafür nicht nur seinen Schutz, sondern seine Freundschaft. Er hofft, daß Sie den Augenblick, der Preußen und Frankreich verbindet, beschleunigen werden. Er bittet Sie daher, eine Colonne zu führen, welche den benachbarten Wald und hiedurch die Flanke der Russen umgehen soll.

Eisenberg erwachte. Sagen Sie dem Marschall, antwortete er, die Russen sind jetzt noch die Bundesgenossen meines Königs, ich bin diesem, ich bin meinem Vaterlande Treue schuldig.

Wie? Sie wollten nicht?

Nein! erwiederte Eisenberg.

Bedenken Sie, sagte De La Moignon. Ist es möglich? wollten Sie den Marschall erzürnen?

Ich halte ihn für einen edlen Mann, und hoffe, daß ich durch meine Erklärung seine Achtung, nicht seinen Zorn verdient habe.

Aber der Vortheil meines Kaisers —

Ist in diesem Augenblick noch nicht der meinige.

Allein Sie denken ja hiedurch wirklich Ihrem Vaterlande. Ihrem Könige!

Dieser ist gegenwärtig noch anderer Meinung, und ich kann ihm nicht vorgreifen.

De La Moignon zuckte die Schultern und ging in das Zimmer des Marschalls, dessen Thüre halb offen blieb. Eisenberg hörte,

wie er ihm das eben vorgefallene Gespräch vortrug. Der Marschall lachte wild auf. Nun so sagt ihm, rief er, daß, wenn er sich weigert, sein Schloß abgebrannt, sein Gut geplündert werden soll. De La Moignon erschien, leitete seine Botschaft mit einiger Theilnehmung ein, sagte, der Marschall sey ein edler Mann von einem bestimmten Charakter, dem Interesse des Kaisers äußerst ergeben, und dies zwingt ihn oft zu harten Maßregeln.

Ich fürchte nichts, antwortete Eisenberg, als Gott und mein Gewissen.

Allein, sagte de La Moignon, wenn nun der Marschall Befehl geben sollte, Ihr Schloß abzubrennen? Ihr Gut zu plündern? Es wäre schrecklich. Ich zittere bei dem Gedanken.

Ich nicht, antwortete Eisenberg; denn es giebt einen Vergelter.

Allein Sie werden ja höchst unglücklich?

Ich bleibe aber, rief Eisenberg, indem er sich unwillig abwandte, ein ehrlicher Mann.

De La Moignon ging wieder zum Marschall, aus dessen Zimmer ein Mann in bürgerlicher Kleidung trat. Freundlich näherte er sich dem Obersten, redete ihn deutsch an und gab sich als den Sekretär des Marschalls zu erkennen.

Bringen Sie, sagte er, ich bitte Sie, den Marschall nicht auf. Er ist im Grunde seines Herzens ein edler, aber ein heftiger leidenschaftlicher Mann. Seine Wuth ist grenzenlos, durch Nachgiebigkeit aber kann man Alles von ihm haben. Und sobald, fuhr er fort, er mir nur einen Wink giebt, werde ich den Sauegardenbrief ausfertigen. Ihr Gut soll durch Gendarmes gedeckt werden und nicht das Geringste leiden.

Eisenberg blieb unbeweglich und jetzt kehrte wieder de La Moignon zurück.

Sie müssen, sagte er in einem harten Tone, dem Marschall zwei tüchtige Begleiter schaffen. Sie sind mit ihrem Kopse dafür verantwortlich. Zwei Gendarmes werden Sie auf Ihr Gut begleiten, die Begleiter in Empfang nehmen und weh Ihnen, wenn diese Leute nicht Alles leisten.



Ich werde, antwortete Eisenberg, mich nie der Gewalt widersetzen. Sie können aus meinen Gütern, wenn Sie wollen, zum Wegweiser wählen, nie aber bin ich Ihnen einen Wegweiser vorzuschlagen im Stande.

Und warum nicht? rief La Moignon.

Weil ich unter meinen Einsassen nur die tüchtigsten Arbeiter kenne, sie aber nie zu Wegweisern gebraucht habe.

Ausflüchte, leere Ausflüchte, rief de La Moignon; Sie bleiben verantwortlich und gehorchen augenblicklich dem Befehle des Marschalls.

Die beiden Genébarmes stellten sich ein, Eisenberg setzte sich in seinen Schlitten und eilte von ihnen begleitet zurück. So war der größte Theil der Nacht vorstrichen, sie entfernten sich jetzt von dem Heere, so daß es ihnen seitwärts blieb, und schon hörte man an einigen Orten den Anfang des Kampfs. Sie kamen auf die Güter Eisenbergs; schon aus dem ersten Hause ertönte ihnen wildes Geschrei entgegen. Denn ein Hause von Nachzüglern plünderte. Was wird in deinem

Hause geschehen, dachte Eisenberg und lagte dahin. Schon der Hofplatz war mit Franzosen erfüllt, die einzelne Stücke des Hausraths oder auch Wäsche und Kleidungsstücke fortrugen. Sie hatten den Keller erbrochen und die Wirkung der starken Getränke bewies theils lärmendes Gezänk, theils fröhliches Jauchzen und zuweilen tönte aus der Ferne der Donner der Kanonen, selbst das kleine Gewehrfeuer und das Jammergeschrei der Geplünderten, und gemüthhandelten Menschen durch dies wilde Geräusch. Das Haus selbst war so voll, daß Eisenberg nur mit Hülfe der Gensdarmes sich durch zu drängen vermochte. Sie eilten mit ihm ins Vorzimmer, Therese lag auf dem Boden in heftigen Convulsionen, ihre Harfe neben ihr zerbrochen.

Laß doch! riefen Einige.

Si, warum wollte die blinde Hexe uns nicht zum Tanze aufspielen, antwortete der Andere, der ihr noch einen Fußstoß gab. Eisenberg wollte sie aufheben. Da hörte er einen Flintenschuß aus Wilhelminens Zimmer. Er ließ Therese wieder sinken und eilte von den Gensdarmes begleitet, zu dem Zimmer

der Kranken, öffnete die Thüre, Pulverdampf rauchte ihm entgegen. Eine Kugel hatte Wilhelminens Schädel zerschmetteret.

Was ist das? rief der Gendarme.

Ein Gardegrenadier wandte sich gegen ihn, er schien mit Mitleiden auf den Obersten zu blicken. Armer Greis, sagte er, ich konnte sie von diesen wellüftigen Teufeln nicht anders retten, da gab ich ihr den Tod. Sie hätte ja ohnehin vielleicht nur noch wenige Stunden gelebt.

Eisenberg sank ohnmächtig nieder. — Er erwachte, aber die Vergangenheit hatte ihn zu gräßlich ergriffen. Die Gendarmesforderten Begleiter, der eine darunter schien nicht ohne Gefühl. Er überließ seinen Kameraden das Geschäft, die Begleiter aufzusuchen und suchte indeß im Hause Ruhe zu schaffen. Alles war verwüstet, genommen oder zertrümmert. Der sterbenden Therese hatte man ein ärmliches Lager bereitet. Ihre Küsterin war entflohen. Einige wilde Menschen hatten gefordert, daß sie auf der Harse zu ihren unzüchtigen Liedern einstimmen sollte;

sie hatte statt dessen Gottes Zorn und Rache und nahes Verderben ihnen verkündet. Da hatte der Eine ihr die Harfe wüthend aus der Hand gerissen, und sie ihr auf dem Kopfe zerschlagen. Der Gensdarme, der sich Elsenbergs annahm, erhielt noch von einem der Plünderer eine Flasche Wein. Er suchte den Kreis zu erquicken. Da tönten mit einem Mal Flintenschüsse aus der Nähe und ein wildes Geschrei. Viele Menschen näherten sich. Man feuerte aus den Fenstern des Hauses.

Was giebt's? rief der Gensdarme.

Rosacken! Russen! lautete die Antwort. — Der Kampf kam immer näher. Den Schüssen, dem Geschrei der Kechtenden, folgte nun bald das Wimmern der Verwundeten und das Nöcheln der Sterbenden. Der Oberst saß da, gleichgültig gegen Leben und Sterben. Da traten einige russische Offizier zu ihm, unter ihnen war Slawnikow. Der Feind hatte ihre Flanke umgehen wollen, ein Haufe russischer Reiterei aber hatte sie selbst umgangen, die Flüchtigen verfolgt, und wollte Truppen und Pferden einen Augenblick Ruhe gönnen. Slawnikow, Adjutant des Kom-

mandirenden Generals, hatte diesen bestimmt, nach Birkenwalde, welches ganz nahe vor ihnen lag, zu marschiren, weil er dies Gut vielleicht beschützen, der Familie nützlich werden zu können hoffte, auch sein eigen Herz ihn dahin zog. Hier hatten sie zum Theil noch die Plünderer gefunden und gezüchtigt. Sein Anblick erschütterte den Obersten.

Wo ist Wilhelmine? rief Slawnikow.

Bei Gott! sagte Eisenberg.

Auch Aliena ist bei ihm, antwortete Slawnikow tief bewegt.

Es fanden sich wieder einige von der Dienerschaft ein. Man fand noch einige ärmliche Ueberreste von Speisen und Getränk. Slawnikow sah die Verdübnung des Obersten: er wandte sich an einen der Bedienten, den er kannte, und suchte von ihm Nachricht über Wilhelminen. Dieser wußte noch nicht ihr Schicksal, denn er hatte sich im Anfange des Verhältnisses geflüchtet und sagte ihm daher, daß sie sehr krank wäre.

Also nicht todt? sagte Slawnikow.

Nein! antwortete der Bediente.

Könnte ich sie nicht sehen? war jetzt Slawnikow's Bitte.

Der Bediente rief eine von der weiblichen Dienerschaft, und machte ihr Slawnikow's Wunsch bekannt. Diese glaubte, er wolle nur die Leiche sehen; gab ihm daher einen Wink und führte ihn in Wilhelminens Zimmer.

Es war für die Russen Zeit zum Aufbruch, Slawnikow fehlte. Man fragte nach ihm, man suchte; Vor Wilhelminens Bette lag er auf den Knieen. Er hielt ihre Hand in der seinigen, drückte sie zuweilen schweigend an die Stirne, dann wieder an sein Herz. Seine Wangen war totenbleich, sein Auge starrte wild umher. Die Umstehenden brachten ihn wieder zur Besinnung. Er ermannete sich.

Ich kann Sie nicht trösten, sagte er zu dem Obersten, aber rächen. Mein ganzes Daseyn sey nur diesem Zwecke geweiht.

Der Oberst schloß ihn sprachlos in seine Arme, näherte sich darauf schweigend der Leiche, schnitt eine Locke von Wilhelminens Haar und reichte sie Slawnikow. Die har-

ten Krieger fühlten sich erschüttert, mancher wischte die Thränen vom Aue. Sie schieden. — Therese lag noch im Todeskampfe, auch sie war bald nicht mehr. Die Russen hatten sich zurückgezogen, alle Dörfer waren mit französischen Verwundeten angefüllt. Man wählte jetzt auch schon die etwas entlegenen Dörfer, um sie unterzubringen und nach wenig Stunden war auch das Haus des Obersten in ein französisches Lazareth umgeschaffen. Man forderte, daß er die beiden weiblichen Leichen fortschaffen sollte. Der redliche Pfarrer hatte auch viel eingebüßt, doch die Seinen und den besten Theil seiner Habe nach Königsberg geflüchtet. Er ließ Theresens und Wilhelminens Ueberreste nach seiner Wohnung bringen und sorgte für ihre Beerdigung an der Seite der Oberstin. Der Oberst selbst erkrankte, es herrschte bald der größte Mangel im Dorfe. Der Pfarrer that, was er konnte, für den Kranken; es war freilich wenig, aber unter den damaligen Zeitumständen außerordentlich viel, und Jeder der Gutseinsassen suchte dem guten redlichen Herrn jeden möglichen Beweis der Liebe und Achtung zu geben. Die noch unge-

schwächten Naturkräfte siegten; Eisenberg erholtte sich.

Die Franzosen hatten sich indeß aus der Gegend von Gellau entfernt, und jetzt erschien noch ein Freund, um sich nach dem Schicksale der Familie zu erkundigen. Es war Schröder. Er kam in Begleitung eines Arztes, der dazu bestimmt war, die zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten aus den Dörfern in der Nähe des Schlachtfeldes zusammen zu suchen. Schröder bestimmte den Obersten sich mit ihm nach Königsberg zu begeben. Er hatte Luise und die ihm anvertrauten Sachen glücklich dahin gebracht. Hier fand Eisenberg durch Luises Gegenwart doch noch einige Erleichterung; er fand wenigstens Thränen. Luise ward Mutter eines holden Knaben. Dieß war jetzt der letzte Sprößling einer vormals so blühenden und glücklichen Familie. Denn ob Ernst noch am Leben sey, wußte Niemand. Auch Glawitschow befand sich jetzt zu Königsberg. Er, Schröder und der Oberst waren die Zeugen bey der Taufe des kleinen Wilhelm, und schienen durch diese heilige Handlung jetzt noch

um so inniger verbunden. Eisenberg erfuhr jetzt, Aliona wäre das Opfer ihres innern Grams geworden; ein schleichendes Fieber hatte ihr Daseyn geendet. Seine Frage, warum die Staträtin die Verbindung mit Ernst so sehr gehindert habe, beantwortete Slawnikow mit Achselzuckern. Wladimir lag verwundet zu Königsberg, und da er sich ein wenig erholte und auszugehen anfang, führte ihn Slawnikow beym Obersten ein. Es war ein großer wohlgebildeter Mann, ein gewisser Ernst lag in seinen Zügen; und diese Stimmung machte, daß er in Eisenbergs Hause bald willkommen war. Durch ihn erhielt bey näherer Bekanntschaft auch Eisenberg einige Aufschlüsse. Der Vater der Staträtin hatte sich im siebenjährigen Kriege als General ausgezeichnet, war gleich im Anfange des Türkenkrieges geblieben, und hatte seine Familie in einer nicht vortheilhaften Lage gelassen. Die große Catharina hatte die älteste Tochter nach vollendeter Erziehung an den Hof genommen und dort wurde ihr Charakter gebildet. Gewöhnt sich zu beherrschen, nie ihre wahre Empfindung zu verrathen, Alles mit einem gewissen Anstande zu behandeln, die

sein aber auch viel aufzuopfern, Größe und Glanz für das höchste Glück zu achten und selbst immer eine gewisse äußere Würde zu behaupten, waren von dieser Bildung die Folge. Die Hüßlosigkeit, worin sie sich nach dem Tode ihres Vaters befand und die Religiösität ihrer Mutter, die nur beim Himmel Trost suchte, hatten auch bei ihr bleibende Eindrücke zurückgelassen. Ihre Ehe war nicht durch Liebe geknüpft und sie hatte ihren Gemahl mit Achtung, aber nie mit Herzlichkeit und Zutrauen behandelt. Er war reich, sie glaubte dies überall zeigen zu müssen, und sie hatte an Spiel, einer damals herrschenden Unterhaltung, Neigung gefunden, und glaubte jetzt hoch spielen zu müssen. Sie verlor ansehnliche Summen, ihrem Gemahl blieb dies unbemerkt. Sein jüngerer Bruder, ein heiterer Mann, der immer bei Laune und daher ein vortrefflicher Gesellschafter war, und die Gattin seines Bruders immer mit der größten Feinheit behandelte, hatte sich auch bald ihre Freundschaft erworben. Sie entdeckte sich ihm, erhielt beträchtliche Geldvorschüsse, glaubte das Verlorne wieder zu gewinnen, gerieth immer tiefer in Schulden.

Statt sich ihrem Manne zu entdecken, und einer unglücklichen Leidenschaft zu entsagen, borgte sie hin und wieder beträchtliche Summen gegen hohe Zinsen, und mußte, wenn sie wegen der Zahlung in Verlegenheit kam, doch immer wieder zu der Kasse ihres Freundes die Zuflucht nehmen. So ging es bis zum Tode ihres Gemahls, der ihr die Einkünfte seines Vermögens bis zur Verheirathung ihrer Kinder, und seinem Sohne bis dahin nur eine bestimmte Summe aussetzte. Allein ihre Gläubiger hatten darauf gerechnet, daß sie eine reiche Erbschaft machen und große Summen sogleich erhalten würde, und wurden jetzt dringend. Die Statthalterin begab sich daher auf ihre Güter, um durch Ersparungen, so viel sie konnte, zu berichtigen, blieb aber immer die Schuldnerin ihres Schwagers, und Gregor, dessen Sohn und Erbe, hatte daher einen Einfluß auf sie, der beinahe an Abhängigkeit von ihm anwuchs. Sie fühlte zuweilen das Drückende dieser Lage, und glaubte durch die Heirath ihrer Tochter mit dem Sohne des reichen Fürsten Serwinski sich diesen Verhältnissen zu entziehen. Daher wünschte sie so sehr diese Verbindung und da

der Mensch sich so gern selbst täuscht, und um nicht aus niedrigen Gründen und aus Eigennuß gehandelt zu haben, etwas Besseres vorschleibt, so mußte jetzt der Segen des Sterbenden Waters und Rücksicht auf kirchliche Grundsätze, der Staatsrätlin einen Vorwand verleihen; den sie, weil ihr dieser Glaube wohlthar, zuletzt für den einzigen Bewegungsgrund ihrer Handlungen hielt. Ihre frühere religiöse Bildung kam hinzu, und so glaubte sie, indem sie bloß ihrem Eigennuße genügte, höchsten Pflichten zu gehorchen.

O! sagte Eisenberg, so ist das Schicksal der armen Sterblichen, die abhängig von Vorurtheil und Leidenschaft nur höchst selten nach richtiger Ueberzeugung handeln.

Und, setzte Wladimir seufzend hinzu, wie oft ist unser ganzes Glück, unsere Ruhe, unsere Zufriedenheit, das Opfer eines solchen Vorurtheils.

Indeß war mit dem Frühlinge, die ganze Wuth des Krieges wieder erwacht. Wladimir und Olawnikow eilten zu ihren Regimentern. Beide wünschten und suchten den Tod.



Sie kämpften wüthend bei Hellsberg und Friedland, und erwarben sich Beförderung und Ruhm. Der Friede zu Tilsit erfolgte, und Slawnikow, ehe er Preußen verließ, wollte noch einmal seinen väterlichen Freund umarmen, noch einmal mit ihm Wilhelminens Grabstätte besuchen. Als Major mit dem Orden des heil. Georg geschmückt, kam er unerwartet nach Birkenwalde. O wie sehr hatte sich Alles verändert. Der blühende Landsitz, wo sonst nur wohlhabende und glückliche Menschen lebten, war jetzt eine Einöde geworden. Das herrliche Landhaus des Obersten zeigte alle Spuren der Verwüstung. Der Garten glich einer Wüsth. hin und wieder schlichen einige mit Lumpen bedeckte leichenähnliche Menschen umher, und auf dem Kirchhofe zeigte ein Grab neben dem andern die Stätte, wo die Uebrigen Trost und Ruhe gefunden hatten. Von Eisenberg war diese gewichen, sein Wohlstand, sein ganzes Glück war zertrümmert. Er hatte sich vormalß für einen reichen Mann gehalten, und sah es ein, sehr kaum noch seinen Gläubigern gerecht werden zu können. Das verwüstete Gut war ohn allen Ertrag; die Mittel es wieder-

herzustellen fehlten gänzlich. Der Mann, dem sonst ein Jeder beinahe sein Kapital anbot, erhielt bei dem gesunkenen Kredit der Grundeigenthümer überall, wohin er sich wandte, nur abschlägige Antwort. Anfangs war sein Kummer grenzenlos, endlich beinahe bis zur Gefühllosigkeit abgestumpft, blickte er mit einem verzerrten Lächeln auf alle Noth, alles Elend, das ihn umgab. Er hätte so gern überall geholfen, allein er vermochte es nicht. So fand ihn Slawnikow, dessen Anblick ihn zu erweichen schien. Sie gingen zu Wilhelminens Grabe. Die armen Einwohner des verödeten Dörfchens schlichen ihnen zum Theil nach, und der Gärtner hatte Marianens, Theresens und Wilhelminens Grab noch bei allem Elende, das auch ihn drückte, durch einige Rosenstöcke bezeichnet. Eisenberg sah nach einer Pause gerührt gen Himmel.

O! rief er aus, ist es nicht schrecklich, ich ein Greis mußte dies Alles überleben!

Slawnikow schwieg tief gerührt, sah bald aufs Grab, bald gen Himmel.

Water! rief er, Water meiner verewigten
 Wilhelmine, verzeihe mirs Gott, ich habe
 keinen andern Gedanken, als Rache. Rächen
 will ich Euch, wo ich kann und vermag, heis-
 sen, — das kann nur Gott.

So schieden die Unglücklichen, doch ver-
 sprachen sie sich noch von ihrem Schicksale
 Nachricht zu geben. Eisenberg erhielt noch
 einigen Trost, er bekam einen Brief von Ernst.
 Seine Wunden waren geheilt, doch fühlte er
 sich zu fernerm Kriegsdienste untüchtig, und
 machte daher seinem Water den Antrag, den
 Ueberrest seines Lebens bei ihm hinzubringen.
 Der Brief verrieth deutlich, daß er den vä-
 terlichen Wohlstand noch zum Theil erhalten
 glaubte.

O ja! sagte Eisenberg, nachdem er den
 Brief durchgelesen hatte, ich will zu ihm nach
 Ernstwalde ziehen, und dieser hingeworfene
 Gedanke, den anfänglich nur der Schmerz
 aus der Seele gepreßt hatte, wurde bald Be-
 stimmtheit. Denn daß er seine großen Glä-
 ser jetzt nicht erhalten konnte, sah er deut-
 lich genug ein, und so schien es ihm bald ein
 Glück, noch diese kleine Besignung seines Vohs

netz gerettet zu haben, die gerade wegen ihrer Lage mitten in einem Walde weniger als die übrigen Güter gelitten hatte. Doch wollte er seinen Entschluß bis auf die Ankunft seines Sohnes verschieben. Schon waren das Silber und die übrigen Kostbarkeiten, die Schröder gerettet hatte, verkauft, allein das Geld war theils zur Bestreitung der dringenden Bedürfnisse, theils dazu verwandt worden, die Gutselnsassen vor dem Hungertode zu schützen, und Ernst hatte gebeten, ihm durch Anweisung einiges Geld zu Mainz oder Frankfurt zahlen zu lassen. Wie gern wollte Eisenberg diesen Wunsch erfüllen, aber wovon? Schröder, der immer noch mit Herzlichkeit und Liebe an dem ehrwürdigen Greise hing, ihn wenigstens in seiner Einsamkeit zu trösten wünschte, kam jetzt auf ein paar Tage zum Besuch. Er trat unangemeldet in das Studierzimmer des Obersten; die leeren Bücherschränke standen noch da, denn die Bücher waren von den Plünderern theils mitgenommen, theils aus Muthwillen zerrissen. Der Oberst saß mit dem Rücken gegen die Thür und schlenso vertieft und beschäftigt, daß er den Hereinkretenden nicht bemerkte; denn er trug be-

ständig einen Ring mit dem Bilde des guten Königs, dem er die besten Kräfte seines Lebens geweiht hatte, und war eben beschäftigt, die Brillanten, womit es eingefast war auszubringen. Schröder näherte sich.

Zum Reisegelde für meinen Ernst, sagte Eisenberg, wies auf die Steine, und brach auch die letzten aus dem Ringe.

Umsonst suchte Schröder seine Thränen zu verbergen.

Das Alles läßt sich ja entbehren, sagte Eisenberg, aber mein Weib, meine Kinder — Er zuckte die Schultern und schwieg. Schröder wünschte ihn auf etwas Anderes zu leiten und begann mit der gewöhnlichen Frage nach seiner Gesundheit.

Die ist bewunderungswürdig, antwortete Eisenberg, denn noch lebe ich; ich hätte es nicht für möglich gehalten, dies Alles ertragen zu können. Luise und ihr Söhnling waren die einzigen, die noch einen Schatten von Freude in der Seele des Hreises zu erneuern vermochten. Aber diese glück nur dem Sohne

nenblicke im Winter, denn der Gedanke an ihr künftiges Schicksal und die Armuth, die ihnen bevorstand, führte bald wieder den vorigen Gram und Kummer zurück, besonders da die Gläubiger dringend wurden, und Ederb's Rath, der noch immer glaubte, daß bloß Unglück den sonst kräftigen Geist gelähmt hätte, Ernst aber durch ernente Thatkraft schon Hülfe schaffen würde, bestimmte den Obersten, Alles bis zur Ankunft seines Sohnes einzuhalten. Dieser erschien endlich. Schon hatte er in dem überall verheerten Lande die Ueberzeugung von den schrecklichen Wirkungen des Krieges erhalten, aber je näher er der Gegend von Gylau kam, um so mehr hörte er auch von dem, was sich in der Nähe der Schlachtfelder zugetragen hatte. Doch übertraf die Verheerung des väterlichen Guts noch seine Erwartung. Der Anblick seines unglücklichen Vaters erschütterte ihn tief: er wollte ihn trösten, er selbst bedurfte Trost. Seine kleine Besitzung hatte einen unbedeutenden Ertrag und erforderte zur Erhaltung der Anlagen den größten Theil desselben. Daher war der Garten verwildert, die mehresten der Anlagen, die den Ort vormals so sehr ver-

schönert hatten, waren verfallen oder völlig eingegangen. Es war Winter, als Ernst anlangte, und daher bemerkte er erst allmählich die Verwüstung. Er hoffte von den vielen Bekannten und Freunden des Obersten Rath und Hilfe, die meistens waren zu Grunde gerichtet und hatten nicht einmal Trost. Manche überließen sich gedankenlos ihrem Schicksale und hofften dessen Verbesserung von irgend einem günstigen Zufall, den sie selbst nicht einmal nur entfernt anzudeuten vermochten. Andere verzweifelten an Gott und den Menschen und hielten Alles für erlaubt, um eine Spur des ehemaligen Wohlstandes, so lange es noch möglich war, zu erhalten. Manche schwankten gleich abgekehrten Leichen umher, und noch Andere boten Alles auf, um sich, sey es auch nur auf Augenblicke, zu überduben oder selbst zu täuschen. Er war sich folglich selbst überlassen. Das Haus zu Königsberg wurde sie; unter seinem Werthe verkauft, hielt noch eine kurze Zeit den Antrag der Gläubiger aus, und schaffte so viel, um Ernstwalde mit dem Nothdürftigsten zu versehen. Mit Jedem Tage lebhafter überzeugt, daß hier keine Rettung möglich sey, und der ehrliche Mann seine

Pflicht, ohne Rücksicht auf seinen eigenen Vor-
 theil durchaus erfüllen müsse, gab der Oberst
 seinen Gläubigern Alles hin. Nur Eins
 wünschte er auszunehmen, die Stelle auf dem
 Kirchhofe unter den vier Linden, wo die theu-
 ren Ueberreste der Seinen ruhten, und wo er
 auch einst im Schooße der Erde Ruhe zu fin-
 den hoffte. Dieses Erbgrabniß, welches
 ihm auch die Gläubiger gern zugestanden,
 war Alles, was er von seinen vormaligen
 großen Besitzungen übrig behielt. Die Gü-
 ter wurden dem Meistbietenden verkauft und
 zu dem größten Schmerze des Obersten nicht
 einmal alle Schulden bezahlt. Ernst, Luise
 und ihr Sängling, so wie der Oberst, schlep-
 pen ein kümmerliches Daseyn fort, und der
 Greis, so wenig er sich solches merken ließ,
 fühlte doch am mehresten die Entbehrung der
 durch seine ganze Lebenszeit zur Gewohnheit
 gewordenen Bedürfnisse. Seine Körperkräfte
 sanken; nur noch an seinen Stab gestützt ver-
 mochte er zuweilen bey der Ankunft des Früh-
 lings einen kleinen Spaziergang zu thun.
 Ein Festtag war es noch, wenn Schröder sie
 besuchte oder ein Brief von Slavnikow ankam.
 Dieser aber war beim Heere gegen die Tür-

ten angestellt und gab daher von sich nur höchst selten Nachricht.

So verstrich ein Jahr nach dem andern, ohne Hoffnung und ohne Aussicht. Da begann auf's Neue Preußens Rüstung, welches jetzt als Verbündeter Frankreichs gegen Rußland zu den Waffen greifen mußte. Die französischen Truppen näherten sich, und die Bedrückungen, die Preußen von diesen Bundesgenossen erlitt, übertrafen in vieler Hinsicht die Uebel, welche vormalß ein Land von einem feindlichen Angriff erduldet. Alles wurde mit Stolz gefordert, ohne alle Rücksicht genommen: hin und wieder aber zeigte ein edler Befehlshaber, daß alle diese Uebel größtentheils nur in der allgemeinen Verwirrung begründet wären. So bivonaquirte die Division des edlen General Verdier, welche sich durch Kriegszucht auszeichnete, ganz in der Nähe. Verschiedene Offiziere begaben sich in die benachbarten Dörfer, um die erforderlichen Bedürfnisse herbeizuholen. Allein unter der Leitung des menschenfreundlichen Generals geschah Alles mit Ordnung, und bei dem Obersten, der hievon überall mit

Achtung sprechen hörte, erwachte noch eine Spur der ehemaligen Anhänglichkeit für Frankreich, und Ernst, um ihn, wo möglich, noch auf einige Augenblicke aufzuheitern, fuhr mit ihm zu dem guten Pfarrer nach Birkenwalde, wo von der Anhöhe, auf welcher der Kirchhof lag, sich der ganze Divoual übersehen ließ. Sie überblickten die Menge der Wachfeuer und das lebhafteste Treiben der dabei beschäftigten Soldaten. Da erhielt der Pfarrer die Nachricht, daß ein französischer Offizier ihn zu sprechen wünsche und eilte nach Hause, in dem die Andern noch auf dem Kirchhofe verweilten. Der Offizier mit dem Zeichen der Ehrenlegion, der sich in der deutschen Sprache auszudrücken vermochte, fragte den Pfarrer nicht ohne sichtbare Verlegenheit, ob nicht in diesem Orte zur Zeit der Schlacht bei Eylau ein junges Frauenzimmer erschossen wäre? Da dies der Pfarrer bejahte, so fuhr der Offizier fort: „ein ehrwürdiger Greis sank beim Anblick der Geblüthen ohnmächtig nieder, was ist aus diesem geworden?“

Er lebt noch, antwortete der Pfarrer, aber die Hand des Schicksals liegt schwer auf ihm.

Der Offizier erkundigte sich nach dem Stande und den Verhältnissen der Getödteten, und ob der Arzt noch in dem Zeitpunkte, in welchem Wilhelmine getödtet wurde, einige Hoffnung zu ihrer Genesung gegeben hätte. Dies Letzte bejahte der Pfarrer. Der Offizier schwieg, wurde bleich und richtete den Blick gen Himmel. In diesem Augenblicke traten der Oberst und Ernst ins Zimmer; die Verlegenheit des Offiziers schien sich zu mehren. Das Gespräch wurde einsylbig. Der Oberst betrachtete den Offizier immer aufmerksamer.

Sie sind, sagte er, ein geborner Franzose?

Um Verzeihung, antwortete der Offizier, ich bin ein Spanier.

Dann kann ich es mir erklären, sagte der Oberst. Es giebt gewisse Nationalphysiognomien, so daß man unter einzelnen Mitgliedern des nämlichen Volks gleich eine Ähnlichkeit entdeckt. Daher waren mir auch ihre Züge so auffallend. Und wodurch? fragte der Offizier mit einer zitternden Stimme. Durch die Ähnlichkeit mit einem Ihrer Landleute,

dem Grafen Saldagna, den ich in meiner Jugend kannte.

Der eine Deutsche heirathete, sagte der Offizier, indem er von seinem Stuhle aufsprang?

Mit der, antwortete der Oberst, ich vorher vermählt war; kennen sie diese Frau?

Sie ist meine Mutter! rief der Offizier.

Der Oberst wurde gerührt, die Jahre seiner Jugend schwebten vor seiner Seele vorüber, er breitete die offenen Arme nach dem jungen Manne aus.

O Gott! rief der Spanier mit dem Ausdrücke des höchsten Schmerzes, und ich bin Ihrer Tochter Mörder.

Der Oberst betrachtete ihn mit Staunen.

Erinnern Sie sich wohl, fuhr der Spanier fort, des jungen Grenadiers von der Garde, der dort in dem Schlosse die Kranke erschoss?

Gott! rief der Oberst, und sank auf den neben ihm stehenden Stuhl zurück.



Verdammen Sie mich nicht! mein Gewissen rächt Sie fürchterlich, rief Saldagna. Ich konnte aus Ermattung der Armee nicht folgen, suchte eine Erquickung und gerieth unter die Nachzügler. So kam ich in das Schloß. Ich hörte die schändliche Absicht der verwilderten Muthlosen. Ich sah das unglückliche bewußtlose Mädchen, hielt sie für sterbend, und die Greuelscenen aus Lübeck waren mir noch im Gedächtniß. Ich versuchte durch Vorstellungen menschliches Gefühl zu erwecken, und das Gräßliche des beabsichtigten Frevels anschaulich zu machen. Man verlachte mich. Ich vergaß daß es einen Gott giebt, der Beschützer und Retter der Unschuld ist, und der jedem Frevel Grenzen gesetzt hat. Ich schwacher Mensch glaubte, auf mich allein komme hier alles an. Ich hätte mein Leben wagen, die Kranke vertheidigen sollen, dies wäre recht gewesen, denn mein Leben gehörte mir. Aber in dem Augenblick dachte ich nur daran, daß ich Einzelner den Vielen nicht gewachsen wäre. Daher glaubte ich, es sey kein anderer Ausweg, als das unglückliche Mädchen durch den Tod zu erlösen. Gott wird meine Absicht richten, sie war gut, aber ich hatte kein Recht

Aber das Leben der Unglücklichen. Sie war gerettet, hätte ich der Vorsehung vertraut und sie nur wenig Augenblicke noch vertheidiget.

Er wandte sich zum Obersten. O! rief er in einem wehmüthigen Tone, fluchen Sie mir nicht, das Bild der Gemordeten steht ewig vor meinen Augen. Er wollte aus dem Zimmer stürzen. Der Oberst hielt ihn auf.

Verzeihe Ihnen Gott, sagte er, so wie ich Ihnen von ganzem Herzen verzeihe! Wie armen Menschen sind ja alle Opfer des Jrrthums und der Leidenschaft.

Salbagna ergriff des Obersten Hand, die er schwellend an sein Herz drückte, indeß die Thränen aus seinen Augen stürzten. Er wandte sich gegen Ernst.

Und Sie, sagte er —

Ernst umarmte ihn schwellend.

Jetzt, rief Salbagna, kann ich freudiger in den Tod gehen. Gott lohne Euch edlen guten Menschen die Großmuth, womit Ihr dies arme Herz beruhigt habt.

Allmählich erholte man sich. Der Oberst fragte nach Ulrika, und Saldagna erzählte nun seiner Eltern und sein eigenes Schicksal.

Mein Vater, sagte er, fühlte für seine Gemahlin die höchste Leidenschaft, aber mit dem Stolz und der Eifersucht eines Spaniers. Er hatte meine Mutter ihren ersten Gemahl zu verlassen bestimmt, fürchtete sie auf die nämliche Weise verlieren zu können, und bewachte sie daher mit grenzenloser Eifersucht. Im Besiz eines unermesslichen Vermögens vermied er die Hauptstadt und jeden gebildeten Umgang, und zog sich, um entfernt von allen Menschen zu leben, auf eins seiner entlegensten Güter in die Gebirge von Viscaya zurück. Es fehlte freilich meiner Mutter an keiner Bequemlichkeit, aber im Geräusch und bei den Vergnügungen einer Hauptstadt erzogen, wurde ihr die Abgezogenheit von aller Welt äußerst drückend, um so mehr, da sie den höchsten Lebensgenuss und den Reiz unaufhörlicher Neuheit in Spanien erwartet hatte. Der rastlose Verdacht, womit mein Vater sie verfolgte, raubte ihr die letzten Lebensfreuden.

Sie betrachtete ihr Schicksal als Strafe für die Vergehungen gegen ihren ersten Geistlichen, suchte Trost, da wo ihn jeder Sterbliche findet, in der Religion. Allein sie war in einer Kirche erzogen, die in dem Lande, worin sie lebte, keine Bekenner hatte. Sie bat meinen Vater auf das Flehenlichste, sie nach Madrid zu bringen, um dort wenigstens auf einige Stunden den Trost des schwedischen Gesandtschaftspredigers erhalten zu können. Aber mein Vater schöpfte hiedurch neuen Verdacht, und daher wurde ihr selbst diese Bitte verweigert. Die Schwermuth meiner Mutter stieg. Sie war ihrer Entbindung nahe, und glaubte, daß der Tod ihr Leben enden würde. Da trat mein Vater unerwartet mit einem fremden Manne in ihr Zimmer. Es war der Gesandtschaftsprediger, den er durch seine wichtigen Verbindungen zu Madrid zu dieser Reise bestimmte hatte. Er war aus Schwedisch-Pommern, folglich ein Deutscher und ein sehr gebildeter Mann. Schon die Unterhaltung mit ihm in der Sprache des Vaterlandes wurde höchst tröstlich. Aber nur einmal war ein Besuch dieser Art möglich, und so beschränkte auch die Macht der Inquis



sition war, so setzte sich doch mein Vater, wenn er einem protestantischen Geistlichen in seinem Hause gottesdienstliche Handlungen gestattete, sehr unangenehmen Folgen aus. Der Prediger Werner, ein aufgeklärter Mann, sah dies ein. Glaube an Gott, an den, welchen er uns gesandt hat, und Erfüllung unserer Pflicht, sagte er zu meiner Mutter, nicht das Aeußere der Kirche, macht das Wesentliche der Religion aus; bequemen Sie sich nach der Weise eines Landes, wohin Sie Ihrer eigener Wille und das Schicksal versetzt hat. Und sein Rath bestimmte meine Mutter, sich öffentlich für die römische Kirche zu erklären. Die Freude meines Vaters war außerordentlich, und sein Glück stieg bei der Geburt jedes Kindes. Seine Familie vergrößerte sich beinahe jährlich, und fünf Söhne und drei Töchter gaben meiner Mutter durch ihre Erziehung neue Beschäftigung, neue Freuden, und verminderten hiedurch einigermassen das drückende der Einsamkeit. Sechs Jahre lang hatte die Familie sich nicht vermehrt, meine Mutter näherte sich ihrem vierzigsten Jahre, da wurde ich geboren, und so wenig mein Vater Grund zu einiger Eifersucht hatte, so war doch

diese unglückliche Leidenschaft so fest in seinen Seele, daß sie bei meiner Geburt mit aller Hefigkeit erwachte, und ich nie der Gegenstand der väterlichen Liebe, sondern nur der höchsten Abneigung war. Meine Mutter wurde kränklich, bei manchem Körperschmerz fühlte sie ihre getäuschte Hoffnungen und ihren verlassenen Zustand jezt noch um so mehr. Rückerinnerungen erwachten und trübten ihr Leben, sie suchte Trost in vermehrten Andachtsübungen; aber auch manche Zweifel wurden rege. Sie zu bekämpfen wandte sie sich an diejenigen Priester, die im Rufe der größten Frömmigkeit standen. Diese waren nicht selten intolerante Schwärmer, sie forderten den Grundsätzen ihrer Kirche gemäß, daß meine Mutter durch vermehrte Andachtsübungen, Fasten und gute Werke, die Versuchungen des Satans vernichten solle, dessen Anfechtung ihren Glauben zu schwächen bemüht sey. Täglich wurden Messen gelesen und Almosen gespendet, aber gerade die Aengstlichkeit, womit meine Mutter über sich wachte und sich jedes Zweifels zu ent schlagen suchte, schuf neue Zweifel, und peinliche Casuisten, welche meine Mutter wegen ihres geängsteten Gewissens zu

Mathe zog, vermehrten noch ihre Unruhe. Zufällig berührte einst meine Mutter ihre erste Ehe, und wie sie ihren Gemahl verlassen habe.

Jesus Maria! rief der Beichtvater, Ihr waret also verheirathet? das Sakrament der Ehe und der Taufe sind, auch von Ketzern vollzogen, nach den Grundsätzen der heiligen Kirche gültig, und Ihr vermähltet Euch zum zweiten Male, ohne daß der heilige Vater, dem allein die Macht zusteht, das Band der ersten Ehe löste? habt diese Sünde nie gebeichtet, habt daher das Sakrament der Beichte und des Altars geschändet und in dem abscheulichsten Ehebruch gelebt! — Der letzte Trost meiner unglücklichen Mutter war dahin, ihr Zustand grenzte an Verzweiflung. Vergeblich wandte sich mein Vater an den Bischof, der gemäß den Grundsätzen seiner Kirche die Meinung des Beichtvaters bestätigte. Meine Eltern aber, von einem katholischen Geistlichen im Preussischen Staate getraut, der, da meine Mutter, damals eine Protestantin, gesetzmäßig geschieden war, nach den Gesetzen des Landes, wo er sich be-

fand, die Ehe ohne Bedenken einsegnen zu
 müssen glaubte; meine armen Eltern hatten
 sich die traurige Aussicht, die man ihnen jetzt
 eröffnete, nie als möglich gedacht. Mehn
 Vater sandte große Geldsummen nach Rom,
 um die päpstliche Dispensation zu erlangen.
 Sie erfolgte, und so groß die Freude dar-
 über im ersten Augenblicke war, so wenig wur-
 de doch im Ganzen dadurch geholfen. Der
 nämliche strenge Weichtvater blieb nun nach
 der Meinung meiner unglücklichen Mutter
 der Einzige, der ihr Gewissen leiten konnte;
 aber gerade seine Bedenklichkeiten und seine
 übertriebene Peinlichkeit erhöhten das Elend
 meiner Mutter. Nach dem Wink des Ge-
 sandtschaftspredigers, ohne gehörige Ueberzeu-
 gung, dem Gebrauche der Römischen Kirche
 gemäß, hatte sie den Protestantismus feierlich
 abgeschworen; erklärte dies jetzt selbst für einen
 Meineid, und jeder erwachende Zweifel schien
 ihr wieder ein neuer Meineid zu seyn. Der milz-
 süchtige Weichtvater gab ihr Recht, und das
 arme gedängelte trostlose Weib, die jetzt nicht
 einmal vom Himmel mehr Hülfe hoffte, und
 die Hülfe des Arztes verschmähte, die bei ihrer
 immer steigenden Nervenschwäche höchst noth-



wenbig war, kam endlich auf den sonderbaren Gedanken, mit Genehmigung meines Vaters die Ehe aufzuheben, und sich in das Kloster der strengen Büssenden zu begeben. Meinen Vater jammerte ihr Zustand, aber Priester und Mönche stürmten auf ihn ein, er mußte nachgeben. Meine Mutter glaubte in den ersten Tagen, nach ihrem Eintritt ins Kloster, die Ruhe gefunden zu haben, aber die Täuschung verschwand. Die nämliche Seelenangst folterte sie auch dort, die gewohnte Bequemlichkeit gebrach, und die Unglückliche fand nach wenigen Wochen den einzigen Trost, der für sie noch übrig war, das Grab.

Dies Alles erfuhr ich in der Folge durch die Erzählung meiner Schwester. Denn ich, niemals Gegenstand der väterlichen Liebe, war gleich in meiner Kindheit dem Kloster bestimmt, und gleich in meinen ersten Lebensjahren zur Erziehung in ein Kloster gegeben worden, dessen Abt ein Verwandter meines Vaters war. Von den Mönchen liebevoll behandelt, flossen meine Kinderjahre, freilich in einer gewissen Einsamkeit, aber, da ich nichts Besseres konnte, gerade nicht unglück-

lich dahin. Der Wunsch, einst ein frommer, heiliger Mönch zu werden, schien mir das höchste Glück des Menschen zu seyn. Ausbachtübungen, einiger Unterricht in der lateinischen Sprache, füllten meine Zeit. Die Leben der Heiligen und der Märtyrer waren Alles, was ich las. Aber nicht bloß die Entsagung und das stille Dulden, sondern auch der Troß in Gefahr, die Standhaftigkeit, der Muth, womit die heiligen Märtyrer für ihre Ueberzeugungen sich in den Tod dahingaben, rührte mich oft zu Thränen. Der Garten wurde mein Lieblingsaufenthalt, und ich bald der Liebling des alten Gärtners, eines Layenbruders, der in seiner Jugend im Kriegsdienste gestanden hatte. Ich erzählte ihm bei seiner Arbeit die Legenden der Heiligen, und horchte hoch auf, wenn er von seinen frühern Begebenheiten und auch von den Thaten berühmter Krieger sprach. So hatte ich mein funfzehntes Jahr erreicht, als der Mönch, der mich in der lateinischen Sprache unterrichtete, mir den Sallust, Livius und Tacitus in die Hände gab. Ich fiel über diese Schriftsteller mit einer Hefigkeit, die meinen Lehrer in Staunen setzte. Er rühmte

meinen Fleiß, ich selbst hatte keine Worte, und wußte nicht, was in mir vorging. Es war Frankreichs Revolution ausgebrochen, die Mönche sprachen davon nur mit Klüchen und Abscheu, und ich selbst hörte mit Schauern die in Frankreich vorgestellten Greuel aus dem Munde des Bruders Antonius, eines Mönchs, der als unbeerdigter Priester und durch manche Gefahren aus Frankreich entkommen war, und da er auch zum Benedictinerorden gehörte, in unserm Kloster eine gastfreie Aufnahme gefunden hatte. Er, ein geborner Castilier, der seine Muttersprache noch völlig in seiner Gewalt hatte, lebte in einem berühmten Handelshause zu Bourdeaux; heirathete aus Neigung, wurde Vater zweier Kinder und fühlte sich glücklich. Allein es fielen Handlungshäuser, mit denen er in Verbindung stand: er verlor sein ganzes Vermögen. Sein gutes Weib duldete mit ihm die größte Armuth, ihre Kinder waren ihnen Trost, Freude und Ersatz. Beide starben in einer Woche an den Blattern, die arme Mutter tödtete der Gram. Der unglückliche Antonius hatte jetzt nichts mehr, woran sein Herz hing, er ging in ein Kloster.

Dies wurde aufgehoben: was sollte er in der Welt? Er wünschte den Tod, nur suchen wollte er ihn nicht, daher hielt er es für Pflicht, über seine Erhaltung zu wachen; überzeugt in Frankreich nichts Gutes wirken zu können, kehrte er in sein Vaterland zurück. Der Abt lud ihn ein, in seinem Kloster eine Gastpredigt zu halten, er sprach darüber, daß die Leiden dieser Welt nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden. Jedes Wort kam aus seinem Herzen, Alles wurde gerührt, die Gemeinde zerfloß in Thränen. Der Abt machte ihm jetzt den Antrag, in unserm Kloster zu bleiben; dies wurde mit Dank! angenommen und der brave Mönch, der eine gute Erziehung erhalten und sich noch vorzüglich durch Lectüre gebildet hatte, wurde jetzt mein Lehrer. Durch ihn erlernte ich auch die französische Sprache, las mit ihm die vorzüglichsten französischen Schriftsteller. Der Abt und seine Mönche, äußerst neugierig, Nachrichten aus Frankreich zu erhalten, ließen aus Bayonne, so oft es nur möglich war, den *Monsieur* und ähnliche Blätter kommen. Jetzt trat Bonaparte auf, er wurde der Lieblingsheld meines Lehrers, auch

ich glühte bald für den jungen Mann, der den Sieg mit solcher Riesenkraft an sich zu fesseln schien, und mancher stille Wunsch keimte in meiner Seele auf, ihm ähnlich zu werden. Ich entdeckte sie meinem Lehrer, und dieser sagte mir selbst, daß er ihn einer edlen jugendlichen Seele nicht verargen könne. Wir wurden immer vertrauter, Antonius gab mir manchen Wink; er sprach zuletzt deutlicher, das Kloster sey nicht Bestimmung des Menschen; sondern nur dem, der für sein eigenes und des Nächsten Glück thätig gewesen wäre, und auf dem großen Meere des Lebens Schiffbruch gelitten hätte, sey das Kloster als Aufenthalt erlaubt. Mit jedem Tage ward mein Sehnen lebhafter; mich trieb meine Jugendkraft, ich hatte keine deutliche Vorstellung, nur das Kloster war mir zu enge. Ich glich dem Kanarienvogel, der die Freiheit nicht kennt, aber doch, wenn er im Frühlinge durch das offene Fenster das Grün des Gartens erblickt und den Gesang! anderer Vögel hört, sich aus seinem Käfige sehnt, und bei der ersten dargebotenen Gelegenheit entflieht. Die innere Gluth zehrte an meiner Gesundheit, und erzeugte eine düstere, trübe Schwermuth.

muth meines Geistes. Jeder forschte theilnehmend was mir fehle; allein ich konnte mich Niemanden entdecken, und Niemand schien, was in meiner Seele vorging, zu ahnen. Bonaparte gab seinem Vaterlande überall Frieden, ging nach Aegypten, überstand alle Gefahr, kehrte zurück, schenkte seinem Vaterlande Eintracht und Ruhe, und da er selbst die Rechte der katholischen Religion wiederherstellte, so segnete ihn beinahe jeder Mönch. Mein zwanzigstes Jahr hatte ich erreicht. Mein Oheim, der Abt, der mich liebte und immer noch geglaubt hatte, daß mein Vater mir eine andere Bestimmung geben würde, verlangte jetzt, da mein Vater bei seinem Entschlusse blieb, daß ich die Ordensgelübde ablegen sollte, und in meiner Seele erwachte nun auch die bestimmte Ueberzeugung, zu einem andern, meiner jugendliche Phantasie sagte, höhern Zwecke, da zu seyn. Napoleon war zum Kaiser gekrönt, der heilige Vater hatte ihn gesalbt, jeder Mönch sprach von ihm mit Ehrfurcht. Der alte Haß verschwand, der Wiederhersteller des Christenthums in Frankreich, der Gesalbte des Herrn schien mir beinahe mit einem heiligen Glanze umgeben;

Indeß die Engländer, die den Krieg erneuerten, und die ich in meinem Kloster immer mit dem Namen Keger belegen hörte, und nur aus den französischen Flugschriften und Zeitungen, kannte, als Feinde der Menschheit und jedes Guten meinen ganzen Unwillen auf sich zogen. Gegen sie für Napoleon, den Guten, den Frommen, den Gesalbten des Herrn zu kämpfen, schien mir ein großes, ein heiliges Werk. In diesem Kriege zu fallen, schien mir ein Märtyrertod. Indeß ich noch mit mir selbst kämpfte, fiel mir zufällig eine Geschichte der Jungfrau von Orléans in die Hände, dieser von den Engländern verbrannten Heiligen, und meine erregte Phantasie spiegelte mir sehr vor, daß auch ich ein schwaches Werkzeug in der Hand der Vorsehung ihr gleich zu großen Thaten bestimmt, Frankreich und die ermordete Jeanne d'Arc an England rächen werde. So schwärmte ich; der einzige Mann, der das Innere meines Herzens kannte, Antonine, hing auch mit ganzer Seele an Napoleon, unsere Gespräche waren einzig nur von ihm. Da umschlang ich ihn einst mit Thränen.

Ich will, rief ich aus, unter seinen Tathen, will für ihn, den die Kirche geheiligt hat, fürs Glück der Menschheit kämpfen.

Antonius schien längst diesen Entschluß vorangesehen zu haben. Ich wollte, rief der gute Mönch, der beinahe gleich mit schwärmte, ich wollte Dich hiez zu nicht aufordern, aber da Gott den Gedanken in Dein Herz legte — gehe hin in Frieden, der Herr wird mit Dir seyn!

Jetzt mochten wir die Pläne zur Flucht. Der gute Mönch legte seinen Sparpfennig zu dem Gelde, welches er vom Vater zu einigen Büchern für mich erhalten hatte; sorgte für eine weltliche Kleidung; machte mich mit dem Wege, den ich zu nehmen hatte, bekannt, und half mir selbst über die Gartensmauer. Ich fiel auf meine Knie, hob meine Augen und Hände gen Himmel, Worte zum Dankgebet hatte ich nicht, und eilte jetzt mit einem unaussprechlichen Gefühl der Hirschstraße zu, die mir Antonius bezeichnet hatte. Ich traf einen Wauleseltreiber, miethete eines seiner Thiere und betrat ungehindert das französische Gebiet. Man fragte nach meinen

Pässen, ich hatte keine, sondern gestand, daß ich bloß hieher gekommen wäre, um für Frankreich gegen die streulichen Engländer zu kämpfen. Man war damals noch an ähnliche Schwärmerereien in Frankreich gewöhnt, und so gelangte ich bis Bayonne. Hier wurde ich verhaftet, und, nachdem ich meine Aussage wiederholt hatte, zum Beweise, daß ich die Wahrheit spräche, bei dem dortstehenden Regimente Dienste zu nehmen aufgesordert. Ohne Bedenken willigte ich ein, ward gemelner Soldat, und schnell wurde mir der Abstand mit dem klösterlichen Wohlleben fühlbar. Doch meine innere Glut, meine schwärmerischen Hoffnungen, hielten mich aufrecht. Es kam zum Kriege gegen Deutschland, der Sieg folgte unsern Fahnen. Ich zeichnete mich aus, und hielt mich unanersprechlich glücklich, da ich unter die Garde versetzt, meinem Helden näher kam. Der Krieg gegen Preußen brach aus, mein Unglück führte mich hieher. Ich hatte allmählich die Menschen und die Welt mehr kennen gelernt, und der Anblick so vieler Gräueltthaten hatte mich überzeugt, daß auch Frankreich nicht für das Glück der Menschheit kämpfe. Meine schön-

ßen Träume schwanden dahin, der Gedanke, noch manches zu verhüten, hielt mich aufrecht, füllte zuletzt mein ganzes Herz. Ueberall wollte ich helfen; schützen, vertheidigen, und so ward meine Seele mit dem größten Morde belastet. Ich suchte den Tod, zeichnete mich aus, ward Sergeant, nach dem Frieden zu Eilse Offizier. Von einem Kriege ward ich nun zu dem andern getrieben, erhielt die Ueberzeugung, nicht für das Glück der Menschheit, sondern für die Größe Frankreichs und den Ehrgeiz eines Eroberers zu kämpfen. Ihm hatte ich mich hingegeben, mein Vaterland, meine Ruhe, Alles hatte ich ihm zwecklos geopfert, und so, eine Hölle im Busen, stehe ich noch hier, blicke angstvoll in die Ewigkeit, und habe doch keinen Erbsen als den Tod.

Der Oberst fühlte sich innig bewegt, auch er hatte ja vormals ähnliche Hoffnungen, und diesen, selbst jetzt, noch nicht völlig entsagt. Der unglückliche Baldagna wurde ihm jetzt unansprechlich theuer, er suchte ihn aufzurichten; den Gedanken rege zu machen, daß nur erst nach Englands Demüthigung



und dem allgemeinen Frieden die großen Entwürfe Napoleons für das Glück der Menschheit reifen könnten. Behmüthig lächelte Salbagna.

O! rief er, die Millionen, die auf dem Schlachtfelde bluteten, die Thränen so vieler Väter, Mütter und Wittwen, die Tausende, die in Verzweiflung dahin starben oder noch als Krüppel ein qualvolles Dasein fortschleppen; die Verwilderung des Menschengeschlechts, die unzähligen Schandthaten, und der hierdurch gesunkene Glaube an eine gerechte und gütige Vorsehung — wo giebt es ein Glück, das die Menschheit für dies Alles entschädigen kann?

Salbagna mußte zu seinem Regimente zurückeilen. Alle waren beim Abschiede tief gerührt, und der gute alte Oberst, dem bei allen Leiden noch immer seine Hoffnung, das Glück der Menschheit durch Napoleon befördert zu sehn, einige Ruhe, selbst Heiterkeit verlieh, schien nach den Ansichten, die ihm Salbagna aufgestellt hatte, nun auch seines letzten Stabes beraubt. Seine Kräfte waren längst dahin geschwunden, sein Geist hatte

ihn noch aufrecht erhalten. Jetzt ward er einsilbig, zerstreut, seine Kräfte sanken täglich, er vermochte noch kaum das Lager zu verlassen. Der Arzt zuckte die Schultern; das Alter, sagte er, ist ja schon selbst eine Krankheit, und jetzt noch die Entbehrung gewohnter Genüsse, gewohnter Stärkungen.

Ernst sandte einen Boten nach Königsberg, um ein paar Flaschen Wein zu holen, Schröder fügte noch vier Flaschen alten Rheinswein, nach selbster Versicherung das ihm gemächte Geschenk eines Kaufmanns, hinzu. So eben war der Wein angekommen, Ernst nahm eine Flasche aus dem Korbe und eilte zu dem Greise, der das erste Glas recht köstlichen Wohlgeschmack austrank!

Das ist, sagte er, ein wahrer Nektar. Gott! rief er, indem er den Blick gen Himmel wandte, überall bist du wohlthätig, denn selbst durch Entbehrung erhöhst du den Genuß.

Plötzlich besetzten französische Truppen das Haus. Ernst setzte Flasche und Glas auf den Tisch, aber schon trat ein Hauptmann ins Zimmer.



Mein Herr, sagte er, wo sind die Schlüssel zu allen Ihren Speisevorräthen? die Armee muß auf Befehl des Kaisers sich auf vierzehen Tage mit Lebensmitteln versorgen. Lassen Sie Ihre Wagen aufspannen, damit ich die hier aufgefundenen Lebensmittel fortbringen kann.

Und wovon sollen wir denn leben? fragte Ernst.

Das ist nicht meine Sorge, antwortete Poiret, ich vollziehe bloß die Befehle des Kaisers.

Ernst wies auf den kranken Greis, schilberte sein Schicksal, schenkte seinem Gaste ein Glas Wein ein, und hoffte durch seine Vorstellungen das Herz Poirets zu erweichen. Dieser goß sich selbst ein zweites Glas ein, leerte allmählich die ganze Flasche und sagte lachend; wo man noch solchen Wein trinkt, da ist man nicht arm. Er vollzog seinen Auftrag mit der größten Härte. Nicht nur alle Lebensmittel; auch Pferde und Vieh wurden weggenommen, und Ernst, der sich zu gut fühlte, um sich gegen einen solchen

Menschen noch durch eine Bitte zu erniedrigen, stand da und starrte gen Himmel in stummer Verzweiflung.

Die Franzosen zogen davon, sie hatten Alles, selbst den Labetrunk des Greises mitgenommen, es fehlte wieder an dem Nothwendigsten. Luise und Ernst gingen schweigend umher, Jeder sann auf Hülfe, und wenn er den Andern ansah, so schien sein wehmüthiger Blick, was das Herz fühlte, auszudrücken: ach ich weiß keinen Trost! — Kermlich konnte aus dem, was man noch hin und wieder auffand, am folgenden Tage eine Mahlzeit bereitet werden. Der Oberst sprach kein Wort, sondern lag kraftlos da, und entschlummerte zuweilen. Es war gegen Abend, als er eben erwachte, und Ernst staunte freudig, als Luise mit einem Teller, worauf ein paar Bisquit lagen, und einem Glase Wein an das Bett des Kranken trat. Der schwache entkräftete Greis fragte nicht, wo es her wäre, sondern genoß bloß das Dargebotene mit anscheinendem Wohlgeschmack. Ernst trat wehmüthig an das Fenster, Thränen rollten aus dem männlichen Auge, er wandte,

den Blick gen Himmel. Von dort her konnte er ja nur Trost und Hülfe hoffen. Da ging Gottfried, der alte Jäger des Obersten, beim Fenster eilig vorüber, und trat ins Haus. Ernst glaubte, daß er ihm vielleicht irgend etwas Nachtheiliges anzuzeigen hätte, und verließ das Zimmer.

Die gnädige Frau, sagte Gottfried, war so eifertig, mir das Mitgebrachte abzunehmen, daß ich ihr darüber die Rechnung des Goldschmiedes einzuhändigen vergaß, und ihr bloß die des Herrn Schröder gab, an welchen ich das gelöste Geld gezahlt habe.

Ernst nahm das ihm dargebotene Popler, und sah, Luise hatte ihre goldenen Ohrringe, ihren Trauring, eine goldene Tucknadel, das erste Geschenk, welches ihr Wilhelm als Bräutigam machte, nach Königsberg gesandt und verkaufen lassen, um dem Kranken einige Erquickung zu schaffen. Ernst fühlte sich von unbeschreiblicher Wehmuth, aber auch von Hochachtung und Dankbarkeit ergriffen. Gottfried hatte sich entfernt, da kam der kleine Wilhelm und schmiegte sich an ihn.

„Ach! sagte der Knabe, der Vater ist so krank, er soll nicht sterben.“

Ernst hob den Knaben in die Höhe und küßte ihn herzlich,

„Armer verlassener Knabe! sagte er.“

Der Kleine legte die Arme um seinen Hals. O laß den Großvater nicht sterben, wiederholte er.

Luiſe kam jetzt aus dem Zimmer des Kranken. Ernst bot ihr die Hand, worin er noch die Rechnung hielt. Sie warf einen Blick darauf und erröthete.

Luiſe! rief Ernst, wie soll, wie kann ich Dir dies vergelten! Ein Gedanke, der dunkel vor meiner Seele lag, er hat sich mir ver deutlich. Wir stehen beide da, arm und verlassen, wir haben nichts als die Hoffnung auf Gott und eigene Kraft. Ich bedarf Etwas, das mich noch an diese Erde fesselt, ich kann Dir nichts bieten, aber ich will dieses kleinen Verwaisten Vater seyn.

Der kleine Wilhelm schmiegte sich fester an Ernst. Ja, sagte er schmeichelnd, sey mein Vater.

Ernst schlang den andern Arm um Luise — Und Du, rief er, meine Gattin.

Ich theile mit Dir, sagte Luise, Kummer und Leid, und dasern für uns auf Erden eine Freude noch übrig ist, so wollen wir auch diese theilen. Wir sind uns ja nur noch einzig auf Erden übrig.

Hand in Hand traten sie an das Bette des Greises, er lächelte ihnen freundlich entgegen. Vater! Deinen Segen, sagte Ernst; ich und Luise —

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Eisenberg richtete sich vom Lager auf, ein schwaches Roth ergoß sich noch über die bleiche Wange des Greises. Er reichte beiden freudig die Hände, den nassen Blick gen Himmel gewandt.

So schenkt mir Gott, sagte er mit Mühsung, noch eine Freude auf Erden, er wird auch meine letzte Bitte um Segen für Euch nicht unerfüllt lassen.

Er schloß beide in seine Arme, und eine sanfte Nührung, und der innige Wunsch, für das Glück des Andern thätig zu seyn, füllte

die Genuß der Verlobten. Schröder, dem sie davon Nachricht gaben, eilte herbei, er fand den Obersten äußerst ermattet. Sie saßen an seinem Lager, er war entschlummert. Da erwachte er, und streckte die Hände aus.

O meine Mariane! o Theres! rief er; seht Ihr die himmlischen Gestalten? Seht! sie winken, sie nahen sich mir.

Er erholte sich. Es war ein schöner Traum, sagte er. Ich sah die Verklärten, vom sanften Licht umflossen umschwebten sie mich, und boten mir Blumen dar. O wenn ich doch jetzt noch Eins ihrer Lieder hören könnte. Wißt Ihr keinen von Theresens Gesängen?

Lulze und Schröder besprachen sich ein paar Augenblicke, und stimmten nun einen dieser Gesänge an:

Mensch, welch Loos ist Dir beschieden!
 Alles, Alles welkt dienieden,
 Was uns Glück und Freude gab,
 Was wir treiben, was wir üben,
 Selbst den Ruf von unsern Lieben
 Raubt das Grab.

Alles welket, Alles schwindet,
 Was der Edelste empfindet;
 Sein Gefühl für fremde Noth,
 Selbst sein redliches Bestreben,
 Für des Nächsten Glück zu leben,
 Stirbt der Tod.

Wär' uns wohl dies Jammerleben
 Als der höchste Zweck gegeben?
 Wär' dies eines Gottes werth? —
 Nein, ein Vater gut und weise
 Hat es nur als Pilgerreise
 Uns beschert.

Er will durch den Drang der Zeiten
 Uns zum Bessern vorbereiten,
 Dort für's ew'ge Vaterland;
 Und durch allen Druck hienieden
 Winkt uns dort zum ew'gen Frieden
 Gottes Hand.

Drum wenn Dir die Rose lächelt,
 Wenn der West die Wange lächelt,
 Denk' daß Alles schnell vergeht.
 Beim Erwachen aller Freuden
 Ist der Keim zu ihrem Scheiden
 Aufgesät.

Doch beim Toben wilder Wellen
 Laß nicht Angst den Busen schwellen,
 Bei der Zukunft Dämmerlicht,
 Wandle ruhig Deine Pfade,
 Sterblicher! an Gottes Gnade
 Zweifle nicht.

Vor Eisenbergs Seele schienen die Bilder
 der Vergangenheit vorüberzuschweben. Ma-
 riane und Therese waren der Gegenstand sei-
 ner Gespräche. Er sprach viel und lebhaft.
 Luise schien erfreut, Schröder wurde bedenklich.

Es scheint mir, sagte er, ein Fieber, wel-
 ches die letzten Kräfte des ehrwürdigen Grei-
 ses verzehrt.

Eisenberg schlief unruhig. Am folgen-
 den Morgen waren seine Gespräche verwirrt.
 Mariane und Therese, Wilhelmine und ihre
 Mutter, Wilhelm, kurz alle seine Lieben, die
 das Grab umfaßte, schienen ihm um sein Las-
 ger zu stehen. Mit allen sprach er freundlich,
 bot ihnen die Hand. Gegen Abend schienen
 seine Kräfte völlig abgespannt. Nach einem
 kleinen Schlummer winkte er Luise; mit
 schwacher Stimme forderte er, daß sie einen

geistlichen Gesang anstimmen sollte. Aber kaum hatte dieser begonnen, so winkte Ernst, der ihn beobachtet hatte. Alle blickten auf den Greis, seine Züge veränderten sich, sein Geist ging sanft zur bessern Welt hinüber. Seine Hülle erhielt an der Seite seiner Lieben ihre Ruhestätte.

Ernst und Lulze waren jetzt beschäftigt, die Trümmer ihres vormaligen Glücks zu sammeln. Sie wünschten ihr kleines Grundstück zu erhalten, aber dies war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Denn die Durchmärsche und die Forderungen der Bundesgenossen, überstiegen beinahe eine feindliche Verheerung. Bloss die Liebe der ehemaligen Unterthanen des Obersten, die ihnen noch ihre Dienste unaufgefordert anboten, und Ehrborders Freundschaft, der, was er irgend vermochte, zu ihrem Beistande auftrieb, erhielten sie noch. Er war der einzige Zeuge ihrer Vermählung, und beide erfüllten treulich die Zusage, das Leid mit einander zu tragen. So verging der Herbst, und ungeachtet aller Siegesnachrichten, ertönte doch auch so manches Bedenkliche aus der Ferne. Mit Angst

und Schrecken dachte Ernst an den Rückmarsch, und was der Feind beim Verfolgen der Flüchtlinge sich erlauben würde. Die Besorgnisse vermehrten sich, denn schon erschienen einzelne von diesen Flüchtlingen. So näherte sich das Weihnachtsfest. Ernst nahm seine Flinte, um, da sein Vorrath so ärmlich war, wenigstens durch die Jagd etwas für das Fest herbeizuschaffen. Kaum hatte er sich ein paar Stunden entfernt, als ein gewaltiges Schneegestöber begann. Besorgt sah Lulise oft nach ihm hinaus, da kam Ernst eiligst herbei.

Ich bringe Dir, rief er, einen Gost, einen Unglücklichen, der unsers Beistandes bedarf. Einen französischen Offizier traf ich im Walde; er war kraftlos hingefunken, dem Erfrieren nahe. Ich fand einen Schlitten, der Holz aus dem Walde holen wollte, in der Nähe, packte den Unglücklichen darauf. Er wird in wenigen Augenblicken hier seyn.

Er kam, wurde mit Mühe vom Schlitten geholfen. Lulise näherte sich, bei ihrem Anblick that der Franzose einen Schrei.

O! sagte er, Sie werden, Sie können mir nicht vergeben. Es war Poiret; und jetzt erfuhr Ernst, selbst aus dem Munde des Knechts, daß ihn Luise nur eine Flasche Wein, für den Kranken, zurück zu lassen, aber vergebens, gefleht hatte. Niemand ließ ihn dies empfinden, er wurde erquickt, geysigt, und, da nach ein paar Tagen sich die Nachricht von schon herumerschweifenden Kosacken verbreitete, nach Königsberg gesandt.

O! rief Poiret, als er das Haus verließ, erhalte ich dies armselige Leben, so will ich, was Ihr mir thatet, jedem Unglücklichen vergelten, um Eurer Großmuth und Eurer Verzeihung würdig zu seyn.

Mehrere Unglückliche folgten, Alle im Zustande des höchsten Elendes, und Alle sprachen nur mit Grausen von den Kosacken. Luise und Ernst waren zweifelhaft, was sie thun, ob sie diese furchtbaren Menschen hier erwarteten, oder wohin sie fliehen sollten. Denn eigentlich hatten sie keinen Zufluchtsort. Da kamen von allen Seiten Nachrichten von dem edlen, menschenfreundlichen Verrathen der Russen, und sie beschloßen jetzt, ihr Schicksal, es

sey welches es wolle, ruhig und getrost zu erwarten. Selbst das Schickial des mächtigen, französischen Heeres gab ihnen neue Hoffnungen, neues Vertrauen auf den Schutz der Vorsehung. Sie waren am Neujahrstage aus der Kirche zurückgekehrt, sprachen von den Hoffnungen, die der Prediger durch seinen Vortrag erweckt hatte, als einige Kosacken an das Haus sprengten, und Einer darunter, der etwas Deutsch konnte, ihnen ankündigte, daß ein Haufe russischer Reuterey im Anzuge begriffen wäre. Ernst war bereit, was er besah, herzugeben, aber dieses war wenig. Die Kosacken aber waren bescheiden und genügsam. Dies beruhigte für den Augenblick; womit aber sollten sie die vielleicht großen Forderungen des nun ankommenden großen Corps befriedigen? Schon hörten sie die Trompeten, traten vor die Thüre, ein Officier sprengte herbei, und lag bald in ihren Armen, es war Slawnikow. Er hatte sie noch in Wlakenswalde anzutreffen geglaubt, dort von dem Prediger ihr Schicksal erfahren, und war nun zu ihnen geeilt. Dort hatte er Kourage und Lebensmittel besorgt, und gestattete nun seinen, durch anhaltende Märsche ermüdeten

Truppen einige Stunden Erholung. Noch immer blutete die Wunde in seinem Herzen, er hatte auf die Freuden dieses Lebens Verzicht geleistet, und wenn gleich die Zeit seinen Schmerz gemildert hatte, so blickte er mit Sehnsucht nach dem Grabe. Er hatte überall seiner Pflicht zu genügen gesucht, sich ausgezeichnet, war Oberst, besaß die Liebe und Achtung seiner Untergebenen, und eilte jetzt zu neuen Thaten. Die Begebenhelten des großen französischen Heeres, welches eine Welt zu unterjochen gedroht, und nur sein elger Tod Verderben gesunden hatte, war ihm ein neuer Beweis, daß ein weises, erhabenes Wesen die Schicksale der Welt lenke. Auch er war Zeuge von manchen Greueln, die Noth und Uebermuth veranlaßt hatten, doch auch Zeuge von der Strafe, die dem Verbrechen auf der Kerse nachfolgt, und von mancher gerade durch die Noth geweckten neuen Kraft. Gregor hatte im Treffen an der Moskwa durch einen feindlichen Kanonenschuß den einen Fuß verloren, war vom Schlachtfelde fortgebracht, hatte aber seine Verwundung nicht lange überlebt. Sein ansehnlicher Nachlaß, hatte noch das Vermögen Slawnikows vermehrt, dem

aber aller dieser Reichtum nur in so fern Freude gewährte, als er ihm die Gelegenheit zu vermehrter Wohlthätigkeit gab. Jetzt folgte auch die Erkundigung nach Sewerinskoi.

O! sagte Slawnikow, auch er ist ein Velspiel, daß die Vorsehung den guten schon oft hienieden glücklich macht. Er nahm seine Briestafche. — Hier, sagte er, sind einige Briefe meiner Mutter. Er schlug sie auseinander und las:

Da von hier ein Corps zur Verstärkung der Armee eilt, so finde ich Gelegenheit, lieber Fedor, diesen Brief sicher in deine Hände zu liefern. Ich hoffe, daß Gott und die Heiligen Dich geschützt, und mir den Trost erhalten haben, nicht ganz kinderlos aus dieser Welt zu scheiden. O daß ich auch ganz im Besitz Deiner kindlichen Liebe dahin gehen möchte! Dieser Wunsch liegt mir so innig am Herzen, und ein sehr schmerzliches Gefühl ist die Ueberzeugung, einen großen Theil Deiner Liebe eingebüßt zu haben. Allein Du sollst mich nicht falsch beurtheilen. Ich schreibe Dir aber mit einem gebrochenen Herzen, denn



es ist ein höchst schmerzlicher Gedanke für eine Mutter, sich beim Sohne entschuldigen zu müssen, und ich kann meine Rechtfertigung jetzt um so weniger aufschieben, da ich nicht weiß, ob die Versöhnung uns jemals wieder zusammen führt, und ich nicht von Dir verlannt, diese Erde verlassen möchte. Lange, mein guter Sohn, fühlte ich, daß sich Deine Stimmung gegen mich verändert habe. Ich sah ein, daß ich Deinen Hoffnungen entgegengewirkt, und daß ich vielleicht auch Allona's trübe Stunden vermehrt habe. Allein so wehe mir das Letzte that, und so oft ich, wenn der Gedanke hieran erwacht, sehnlichst anders gehandelt zu haben wünschte, so sagt mir doch auch mein Gewissen, daß ich eine am Sterbebette Deines Vaters von beiden Theilen freiwillig bei seinem Segen geschlossene Verbindung nicht aufzulösen berechtigt war. Dem Schicksal mußte ich nach meiner Ueberzeugung die Entscheidung anvertrauen, und eigenmächtig, ohne daß Khrst Sewerinski mich und Allona unserer Zusage entlassen hatte, diese Verbindung zu zerreißen, Deine Schwester in einem Lande zurückzulassen worin sie keine Gelegenheit zur Ausübung ihrer Religion fand.



de, dieser folglich zugleich mit ihrer Heirath entzogen mußte, hiezu hatte ich nach meiner Ueberzeugung kein Recht. Aliona's schwache Gesundheit war mir nicht unbekannt, sie hatte von Jugend auf bei manchen körperlichen Leiden in der Religion Trost gesucht, in den Jahren der Leidenschaft und in der Hoffnung, an der Seite eines geliebten Mannes das höchste Glück des Lebens zu finden, heftete sie nun einzig hierauf ihren Blick. Aber wenn ich selbst an die hohe Religiosität dachte, die in der Familie Eisenberg herrschend war, wenn ich selbst Theresens, ich will nicht sagen Schwärmerei, aber Begeisterung erwog, die doch auf ein so reizbares Geschöpf, als Deine Schwester war, mächtig wirken konnte, so dachte ich mit Schauern daran, wenn Aliona einst auf dem Krankenbette da läge, alle frühern Begriffe ihrer Kirche alsdann in ihrer Seele, erwachten. sie voll Sehnsucht nach den Tröstungen derselben, sich auf dem Sterbebette umsonst darnach sehnen, sich die letzten Stunden durch Vorwürfe, dieser Kirche untreu geworden zu seyn, Alles ihrer Leidenschaft aufgeopfert zu haben, verbittern, vielleicht selbst in Verzweiflung dahin scheiden könnte. Dies

Bild erschreckte mein Gewissen, die Aerzte
 hatten schon vor unserer Abreise mir erklärt,
 daß Aliona's Gesundheitszustand höchst bedenk-
 lich sey, daß sie den Reim zur Schwindsucht
 in sich trage, mich aber von der Wirkung der
 Reize und dem veränderten Klima Gutes zu
 hoffen berechtigt. Durch Entdeckung dieser
 meiner Ansichten Deine schwache reizbare
 Schwester zu ängstigen, war gegen meine Ueber-
 zeugung, sie Dir, einem feurigen Jünglinge
 anvertrauen, der sie damals gerade nur als
 Verwand betrachten, sie bezweifeln, und aus
 diesem Grunde vielleicht in einem Augenbli-
 ck, worin ihn seine Lebhaftigkeit fortriß, dies
 ser innigst geliebten Schwester mittheilen konn-
 te; schien mir höchst bedenklich. Daher mußte
 ich so handeln, daß ich Gefahr lief, von
 meinen eigenen Kindern verkannt zu werden.
 Ich eilte nach Berlin; die dortigen Aerzte, so
 wie die zu Eßling bestätigten, was ich bereits
 von Aliona's Zustande wußte. Ich hatte die
 Ueberzeugung, eine Tochter, die ich innigst
 liebte, allmählich dahin schwinden zu sehn.
 Konnte ich nun wohl zu der Familie Eisenberg
 zurückkehren? Hätte ich recht gehandelt, den
 jungen Mann, der sie liebte, aus allen seinen

Verhältnissen zu reissen, und ihn zu bestimmen, uns nach Rußland zu begleiten, damit er dort an der Hand einer siechen Gattin vielleicht nur wenig Monate ein kummervolles Leben führen, meinen Gram und meine Sorgen theilen, und alsdann mit dem Bewußtseyn eines verlorenen Glücks in sein Vaterland zurückkehren sollte? Vielleicht verkürzte der Gram Aliona's Tage, allein die Aerzte hatten ihre Krankheit für unheilbar erklärt, und so glaubte ich, wenn ich die Sache von allen Seiten betrachtete, nicht anders handeln zu können. Gregor wünschte in Berlin zurück zu bleiben, vielleicht hatte er dabei besondere Absichten; ihn darüber zu befragen, hatte ich kein Recht, und daher kommt, was er that, nicht auf meine Rechnung. Deine Liebe zu Wilhelminen konnte ich nicht mißbilligen, allein Du hattest Dich mir gar nicht entdeckt, obgleich Gregors Absichten Dir nicht unbekannt waren. Ich hielt daher Deine Gefühle bloß für Wirkungen der Dankbarkeit, und für jenen Eindruck, den Wilhelminens seltene Vorzüge auf jeden jungen Mann machen mußten, der nicht gefühllos war. Du triffst mit Deinen ernstesten Absichten erst im entscheidenden

Augenblicke auf, wie sollte ich nun handeln? Ich läugne nicht, daß gewisse Verhältnisse in Betreff meiner Vermögensumstände mich zu der schonendsten Rücksicht gegen Gregor verpflichteten. Wäre aber Gregor auch nicht Dein Vetter, sondern ein Fremder gewesen, so frage Dein eigen Herz ob ich edel, ja ob ich gerecht und billig gehandelt hätte; wenn ich in dem ersten Augenblick, worin mein Sohn ihm entgegen war, auch sofort für diesen Sohn und gegen ihn gehandelt hätte. Erwäge dies Alles, und wenn es möglich ist, daß in Deinem Herzen noch ein heimlicher Groll gegen Deine Mutter Statt findet, so laß ihn bei dem Gedanken dahin schwinden, daß sie Deine Stimmung nie erwiderte, jederzeit mit wahrer Mutterliebe an Dir hing, und jetzt noch mit Thränen zu Gott und den Heiligen um Segen für Dich und für Deine Erhaltung fleht. Bei meinen ängstlichen Besorgnissen für dein Leben, bei dem Schicksale des Vaterlandes, das jetzt von zahllosen Feinden bedroht wird, sehe ich jedem Tage angstvoll entgegen, und würde vielleicht noch um Vieles trostloser seyn, hätten nicht Gott und

Die Heiligen mir die Gelegenheit verließen, manches Gute befördern, und manche Leiden mildern zu können. Die Menge derjenigen, die den Schauplatz des Krieges verlassen, ist außerordentlich groß, und Viele suchen in der hiesigen Gegend Schutz. Ich habe solche Anstalten getroffen, daß Jeder, den sein Weg hierher führt, nach Möglichkeit beherbergt und erquält werde. Einige Kranke habe ich aufgenommen, hierunter einen Greis, der dem Tode nahe ist, und vielleicht in wenig Stunden vor dem Throne des Ewigen steht. Die Seelenruhe, womit er diesem wichtigen Augenblicke entgegen geht, der Trost, den er selbst seiner Tochter zuspricht, die ihre Thränen verbirgt, um nicht durch den Anblick ihres Schmerzes den Kummer des Sterbenden zu vermehren, haben mich für beide mit Anhänglichkeit erfüllt. Da sie hier nur eine Nacht hinzubringen glaubten, die Krankheit des Greises aber eine weitere Reise beinahe unmöglich machte, so nahmen sie das Anerbieten eines Zimmers in meinem Hause dankbar an. Vater und Tochter scheinen vorzüglich gebildete Menschen zu seyn, und da sie sich

mir nicht selbst entdecken, so habe ich mein Bestreben, ihnen gefällig zu seyn, mir nicht durch Abdringung ihrer Verhältnisse, die sie vielleicht zu verbergen wünschen, vergüten wollen. Die Durchmärsche mehren sich täglich, Alles will zum heiligen Kampfe, und bei dem Glauben, daß Gott ein Volk, das gläubig an ihm hängt, nicht fremder Willkür überlassen werde, sehe ich der Auflösung unsers Schicksals ruhig entgegen. Auch für Dich, geliebter Sohn, hoffe ich den Schutz des Ewigen. Er führe Dich, wenn es seiner Weisheit gefällt, bald gesund in die Arme Deiner Mutter zurück, er schenke Deinen spätern Tagen die Festerkeit und Ruhe, die der Segen und das Gebet Deiner Mutter täglich für Dich ersieht. Dein Freund Sewerinzoi, der wegen seiner in Preußen erhaltenen Bunden die Armee verließ, bisher auf seinen Gütern lebte, und dessen Vater vor wenig Wochen gestorben ist, sucht jetzt Alles unter die Waffen zu bringen, und wird in wenig Tagen einen beträchtlichen Haufen den Heere zuführen. Gott und die Heiligen mögen mit ihm seyn! Lebe wohl.

Dieser Brief, sagte Fedor, machte auf mich eine eigene Wirkung, ich konnte das Benehmen meiner Mutter nicht mißbilligen, wenn gleich mein Selbstgefühl mir sagte daß ich wohl ihr Zutrauen in einem höhern Grade verdient hätte, und Aliona'n manche kummervolle Stunde erspart haben würde, wenn ich als ihr Vertrauter von ihren Absichten unterrichtet, selbst als Tröster, Rathgeber und Freund, Aliona's Leiden zu mildern im Stande gewesen wäre. Es waren aber kaum wenig Tage verstrichen, als ein zweiter Brief meiner Mutter anlangte; hier ist er:

O mein Fedor! erkenne anse Neue, daß ein höheres Wesen die Schicksale der Sterblichen lenkt. Ich schrieb Dir, daß ich einen kranken, beinahe sterbenden, Greis bei mir aufgenommen hätte. Er entschlummerte sanft, zwei Tage nach Abgang meines Briefes unter dem Gebete des Priesters und in den Armen seiner guten Tochter. Ich traf die Anstalten zu seiner Beerdigung, und suchte diese, um die gute Tochter zu trösten, so feierlich

als möglich zu machen. Ich hatte die Mönche des benachbarten Klosters nebst Nikon, dem ehrwürdigen Archimandriten, dazu eingeladen. Schon hatten diese bei der Leiche des Entseelten die Gebete und Gesänge vollendet, der Diakon schwenkte das Rauchfaß, die Mönche folgten mit ihren brennenden Kerzen. Da ertönten Trompeten, täglich zogen Krieger zum Heere, und daher war auch dieses nicht befremdendes für uns. Die Leiche ward aufgehoben, und ich saß bei der frommen Tochter im Wagen, um dem Verstorbenen in die Kirche und zur Grabstätte zu folgen. Unsere Krieger machten ehrerbietig dem Zuge Platz; es war ein ansehnlicher Haufen, ein stattlicher Mann hielt an ihrer Spitze. Ich erkannte ihn, es war Wladimir. Auch er grüßte und schien mich erkannt zu haben. Ich winkte daher einem meiner Bedienten, er sollte zu dem Fürsten Sewerinskoi gehen, und diesen einladen, mit seinen Offizieren das Mittagsmahl bei mir einzunehmen, auch würde ich unter die Soldaten einige Speisen austheilen lassen.

Um Gottes Willen! sagte meine Begleiterin, die in der höchsten Bewegung zu seyn schien, wen ließen Sie einladen?

Auf meine Antwort, daß es der junge Fürst Wladimir Sewerinski wäre, rang sie ängstlich die Hände. Ich forschte nach dem Grunde.

Theure, verehrungswürdige Frau! rief sie aus, habe ich Ihnen denn nicht den Namen meines Vaters genannt? Und sollten Ihnen die Verhältnisse, worin der unglückliche Oberst Blurewisch, und ich, dessen Tochter, mit der Familie Sewerinski standen, völlig unbekannt sein?

Jetzt fiel mir die Decke von den Augen; es war Maria. Auch meine Unruhe wurde grenzenlos, doch faßte ich mich bald. Gott und die Heiligen! sollten sie dies Alles zwecklos geleitet haben? Dieser Gedanke tröstete mich. Die Beerdigung wurde vollzogen; ich und Maria, deren Angst und Bekommenheit im-

mer höher fleg, kehrten zurück. Endlich faßte sie sich.

Wer weiß, sagte sie, ob Bladimir mich erkannt hat, und ich will seinen Frieden nicht aufs Neue stören. Erlauben Sie mir daher, mich sofort auf mein Zimmer zu entfernen. Ich beschwöre Sie, ihm weder meinen, noch meines Vaters Namen zu nennen, und so geht vielleicht noch Alles besser vorüber, als mein armes, geängstetes Herz fürchtete.

Die Truppen hatten sich gelagert, die Offiziere kamen mir entgegen, aber nicht Sewerinkoi, der, als ich ins Zimmer trat, schon durch den ersten Blick nach Maria zu fragen schien. Er näherte sich mir ehrerbietig, und bat um die Erlaubniß, mich allein zu sprechen. Sein Vater war nicht mehr, er hatte sterbend alle jene Schrecken gefühlt, die das erwachende Gewissen auch selbst dem Verstockten in den letzten Augenblicken des Lebens vor die Seele führt. Er hatte sterbend die Hände des Sohnes ergriffen, und ihn beschworen, so viel als möglich gut zu machen. Hier, sagte Bladi-

mir, indem er ein Schreiben aus seiner Brusttasche nahm, bitten Sie meine Maria, da ihr Vater nicht mehr lebt, dies an ihn gerichtete Schreiben zu erbrechen, und nach dessen Durchlesung entscheide sie über mein Schicksal.

Ich nahm das Schreiben, und eilte zu Maria. Leise öffnete ich die Thüre ihres Zimmers, sie lag auf den Knien vor dem Bilde des Erlösers. Sie stand auf und trocknete sich die Thränen. Ich bin, sagte sie, auf Alles gefaßt, und hoffe, Gott und die Heiligen werden mir auch zu dem letzten Schritte Muth verleihen.

Ich reichte ihr den Brief. Gott, sagte sie, es ist die Hand von Wladimirs Vater, ich kenne sie noch aus den Zeiten, wo meine Eltern mit ihm in genauer Verbindung standen. — Sie öffnete den Brief und las:

Freund! Bruder! ich hoffe, Du wirst es mir vergönnen, Dich noch mit diesen Namen zu belegen, wenn Du zugleich erfährst,

daß ich dem Grabe nahe bin. Mit Behemuth und Schrecken durchdenke ich die Vergangenheit, und vergeblich ist die Bitte an meinen Sohn, Alles, was mein Gewissen mir vorrückt, zu verbessern und zu vergüten. Aber laß mich nicht trostlos, nicht mit der Ueberzeugung dahin scheiden, auch in Dir dort oben einen Ankläger mehr zu finden, und als Beweis Deiner Verzeihung mache das Glück unserer Kinder, dem ich so lange verblendet entgegen wirkte. Ich bin überzeugt mein Wladimir ist gut, dies ist auch Deine Tochter, und wenn unsere Kinder glücklich sind, dann wirst du auch vielleicht vergessen können, welche unverdiente Leiden, Dich auf meine Veranlassung trafen. Bete für mich, daß Gott die Angst in meiner letzten Stunde erleichtere. Laß deinen Fluch mir nicht in jene Welt folgen, und flehenstlich bitte ich, verhindere nicht unserer Kinder Glück.

Marla war innigst gerührt, selbe öffnete jetzt Wladimir die Thüre. Sie that bei seinem Anblick einen Schrei, auch er hatte keine Worte; aber mit unendlichem Ausdruck, er

griff er ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. Ein Gemälde meiner verewigten Aliona hing in dem Zimmer. Zufällig fiel jetzt darauf mein Blick, und es war, als ob jenes sanfte Lächeln, womit sie die Schmerzen ihrer Krankheit und zu verheimlichen suchte, jetzt doppelt um ihren Mund schwebte, als ob jene schwache Pfirsichröthe ihrer Wangen, so wie es in ihrem Leben bei einer unschuldigen Freude der Fall war, sich zu erhöhen schien.

O! rief ich aus, blickt auf die Verewigte, und können Geister uns umschweben, haben sie noch Kunde von den Sterblichen, so betet sie gewiß für Euch und nimmt an Eurem Schicksale Theil. Was sollte, was könnte euch jetzt noch trennen, da Gott und die Heiligen Euch so zusammen geführt haben.

Wladimir und Maria hatten sich allmählich gefaßt und verständigt; nur noch eine Besenklichkeit schien ihrem Glück im Wege zu stehn. Maria hatte so oft geliebt, nach dem Tode ihres Vaters sich in ein Kloster zu bege-

ben, und sollte sie nicht jetzt noch durch dieß Gelübde gefesselt seyn? Du kennst den ehrwürdigen Archimandriten Nikon, diesen achtzigjährigen Greis, der durch Sanftmuth und Frömmigkeit schon lebend für einen Heiligen gilt. Er war noch in meinem Hause und ich eilte ihn herbei zu holen. Er hörte die Geschichte von Wladimir und Maria's Liebe, hörte wie nach seines Vaters Tode, Wladimir sie, die aus Furcht vor dem Feinde mit ihrem Vater Wladima verlassen hatte, durch Boten und Briefe vergeblich gesucht, und jetzt gleichsam durch die Leitung der Vorsehung, unerwartet wiedergefunden habe: beide überließen jetzt ihr Schicksal der Entscheidung des ehrwürdigen Nikon.

Du wolltest, sagte er zu Maria, um eines spätern Gelübdes Willen, das frühere brechen? Schwurst Du nicht oft in Deinem Herzen, ehe noch Hindernisse eintraten, Deinen Wladimir glücklich zu machen, und zeigen nicht Gott und die Heiligen, die Euch auch in diesem Augenblicke zusammenführten, daß sie vor Allem die Erfüllung dieses Gelübdes

fördern? Die Gottheit bestimmte das Weib zur Gattin und Mutter, und die Erfüllung dieser großen Pflichten muß ihr über Alles heilig seyn.

O Maria! rief Wladimir.

Ich bin Dein, sagte Maria, und sank in seine offenen Arme.

Nikon hob segnend sein Auge gen Himmel. Meine Kinder, sagte der ehrwürdige Greis, wir leben in bedenklichen Zeiten, und wie leicht kann Verblendung oder Aberglauben, Vorurtheil oder Leidenschaft Eure Herzen noch aufs Neue zu trennen suchen. Versattet es mir, noch heute Eure Hände zusammen zu geben. Du ziehst alsdann sogleich mit den Deinen gegen den Feind. Die Ueberzeugung, auch für Dein geliebtes Weib zu kämpfen, erhöhe Deinen Heldenmuth, und das Gebet Deines frommen Weibes bringe jeden Segen über Dich.

Mit Freuden ergriff Wladimir diesen Antrag; Maria's weibliche Schamhaftigkeit machte Einwendungen, an der kaum zugeworfenen Gruft ihres Vaters.

Gerade, sagte Wladimir, wir wollen zeigen, daß wir an seinem Herzen, an seiner Verzeihung des erlittenen Unrechts nicht zweifeln. Und soll uns der Rath dieses frommen heiligen Mannes denn nicht auch theuer und werth seyn?

Ganz erköthend gab Maria ihre Einwilligung, Nikon verriethete die heilige Handlung, und ein paar Stunden darauf folgte Wladimir seinen schon vorher aufgebrochenen Truppen nach. Die junge Fürstin Seweringa hat meine Bitte erfüllt: sie bewohnt Aliena's Zimmer, und bleibt bis zur Rückkehr ihres Gemahls bei mir. — O mein Sohn, wenn Gott und die Heiligen ihm und auch dir diese Rückkehr verleihen möchten! Täglich wollen wir beten, daß Gott dem Heere unsers geliebten Kaisers Sieg, dem Vaterlande Errettung, uns aber den Trost und

die Freude gewähren möge, die Unsern wieder gesund an unser Herz zu schließen.

Eisenberg und Lulke, die an Wladimir und Aliona's Schicksal immer so herzlichen Antheil genommen hatten, freuten sich, daß endlich die Vorsehung dem guten Wladimir die Erfüllung seiner Wünsche gewährt habe. Jetzt sprang der kleine Wilhelm ins Zimmer, und erzählte von den bärtigen Männern mit ihren Piken, den Pferden und Reitern. Slawnikow drückte den schönen Knaben an sein Herz.

Laß mich, sagte er zu Eisenberg, deine Vatersorge für den Knaben theilen, gewähre mir die Bitte.

Er schloß Ernst in seine Arme. Der Adjutant kam in diesem Augenblick, und sagte, daß Alles marschfertig wäre. Die Trompeter bliesen, Wilhelm schlug jauchzend in die kleinen Hände, und Slawnikow mit den Seinen marschirte nach Königsberg. Ihm war die ärmliche Lage, worin sich Eisenberg befand,

sind die Verwüstung seines Guts nicht unbesmerkt geblieben. Nach wenig Tagen kam aus Königsberg das Schreiben eines Banquiers, daß zweitausend Thaler für Eisenbergs Rechnung bei ihm vorräthig lägen. Eine Einlage von Slawnikow sagte:

Ich weiß, lieber Eisenberg, Du würdest Dein Leben für mich opfern, und es wäre daher bittere Kränkung für mich, wenn Du aus falscher Schaam, eine Summe zurückweisen könntest, die für mich Kleinigkeit ist, und wenn Gott mir das Leben erhält, so hoffe ich, unserm Wilhelm eine heitere Zukunft bereiten zu können.

Ernst war durch diesen Beistand seines Freundes, sein Gütchen wieder herzustellen, im Stande, und die drückendsten Sorgen, jene schrecklichen Aussichten in die Zukunft, waren wenigstens vorläufig vermindert. Slawnikow verfolgte den Feind. Nach einigen Monaten erhielt Eisenberg einen Brief, in welchem eine Vollmacht, sich Vorkenwalde, welches Slawnikow gekauft hatte, übergeben zu

lassen. Ich will, schrieb dieser, wenn ich die Pflicht gegen mein Vaterland erfüllt habe, einen Theil meiner Zukunft da hinbringen, wo ich die schönsten Augenblicke meines Lebens genoß, und wo die Asche derjenigen ruht, die mir über Alles theuer und werth sind.

Jetzt hatte sich auch Friedrich Wilhelm, gemäß den Wünschen und Hoffnungen seines Vaters gegen Frankreich erklärt. Freudig griff sein Volk zu den Waffen, und Jeder wünschte mit hoher Begeisterung Etwas zur Zerbereitung der Fesseln beizutragen. Ueberall wurde die Landwehr eingerichtet, und Eisenberg zum Anführer eines Bataillons erwählt. Luise erbeute, da ihr Eisenberg diese Nachricht gab.

O! sagte sie, was soll aus Wilhelm werden, wenn Du uns verläßt?

Es ist ein Gott, sagte Eisenberg, und wer seine Pflicht getreu erfüllt, der darf an dessen Weisland nicht zweifeln.



Luiſe verbarg ihm ihre Thränen, aber der frohe Muth, den er überall zeigte, verminderte auch ſelbſt ihren Schmerz. Sie ſchenkte ihm eine Tochter, die zum Andenken ihres Freundes Fedor, den Namen Theodora erhielt. Wenig Wochen darauf marchierte Eiſenberg mit ſeinem Bataillon zur Belagerung von Dargzig. Hartnäckig war dort der Kampf, Eiſenbergs Briefe voll guter Hoffnungen hatten Luiſens Beſorgniſſe um Vieles vermindert. Da verbreitete ſich ein dunkles Gerücht von ſeiner Verwundung, die ein paar Tage darauf durch einen Brief Eiſenbergs beſtätigt wurde. Er ſuchte ſeine Luiſe zu tröſten, verſicherte, daß er ſelbſt ſeine Geneſung hoffte, aber es leuchtete doch aus den wenigen Zeilen hinreichend hervor, daß Eiſenbergs Wunde gefährlich war, und er ſelbſt ſchien ſie auf Alles vorbereiten zu wollen. Schnell war ihr Entſchluß gefaßt, ſie eilte mit ihren Kindern zu ihm. Um ihn nicht durch ihre unerwartete Ankuft zu erſchrecken, ſtieg ſie in der Nähe des Hauſes, worin er lag, aus dem Wagen. Lieutenant Wächter, ein Offizier des Bataillons, kam ihr entgegen.

Lebt mein Mann? war ihre erste Frage.

Noch lebt er, lautete die bedenkliche Antwort. Erlauben Sie, sagte Wächter, daß ich ihn auf Ihre Ankunft vorbereite, denn er ist sehr krank.

Lulse fühlte jetzt ganz, was sie schon immer geahnt hatte. Sie folgte zitternd mit ihren Kindern Wächtern nach, der zuerst in das Zimmer ging und nach wenig Augenblicken sie einzutreten bat. Der Brigadeprediger saß am Bette ihres Ernst, der ihr noch mit einem sanften, wehmüthigen Lächeln die Hand entgegenreichte. Noch zwei Tage lebte der edellich Verwundete, er starb in Luises Armen, und ein festes Vertrauen, daß der Mensch nicht für diese Welt geschaffen sey, und daß eine weise und gerechte Vorsehung ihn wenn auch nicht hienieden, doch immer zu seinem Glücke führe, erheiterte seine letzten Augenblicke, und goß selbst Muth in die Seele des unglücklichen Weibes, die jetzt ihre letzte Stütze verlor. Eisenberg besaß die allgemeine Liebe und Achtung, Jeder suchte sie

an seinem Grabe, Jeder noch der Bittweib
des theuren Verstorbenen zu zeigen. Sie er-
trug ihr Schicksal mit Muth, oder vielmehr
mit einer Art von Betäubung; aber da sie
nach Ernstwalde zurück gekehrt war, dort auf
ihre verwaisten Kinder, und in der Stille,
durch nichts zerstreut, in ihre Zukunft blickte;
da wurde ihr Schmerz grenzenlos. Alles
erneuerte hier das Andenken ihres Verlustes,
und überall wurde die Erinnerung an den
Verstorbenen erwecket. Sie hatte unter sel-
nen Geräthschaften auch seine Schreibtafel
mit zurückgebracht. O! dachte sie, vielleicht
enthält sie noch einige Züge von der theuren
Hand des Verstorbenen. Sie schlug sie auf,
und fand auf einer der ersten Seiten, noch
diese durch ihn aufgezeichneten Worte:

Ihr Armen, denen nichts zum Trost ge-
blichen,

Ihr, deren Habe Krieg und Trug verzebrt,
Ihr Waisen, Eltern, die ihr Eure Lieben,
Die Euch das Grab verschlang, geknagt ent-
behrt,

Wähnt nicht das Daseyn nur zum Schmerz
gegeben!

Blick auf zum Himmel! Mensch und Christ.
Der Schmerz verbürgt dir selbst ein höh'res
Leben,

Worin kein Schmerz mehr ist.



